

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 44 (1966-1967)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion:
Georg Kohler / Markus Mäder (Uni)
Xaver Achermann / Urs Rüegg (Poly)

Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30
Auflage 15 500 — Verkaufspreis Fr. —80
Redaktionsschluss Nr. 1: 28. April 1967

Druck und Versand:
Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG,
Werdstrasse 21, 8021 Zürich

Inserate:
Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37
8001 Zürich, Telefon 23 83 83

Studium nur für Privilegierte?

Am 30. September 1963 hat Kantonsrat Otto Siegfried, Zürich, eine Motion mit folgendem Wortlaut eingereicht: »Der Regierungsrat wird ersucht, dem Kantonsrat eine Vorlage über die Abänderung des Unterrichtsgesetzes in dem Sinne zu unterbreiten, dass der Unterricht an der Universität Zürich für Studierende mit Wohnsitz im Kanton Zürich grundsätzlich unentgeltlich ist.« Am 10. Juni 1966 folgte der diesbezügliche Bericht und Antrag des Regierungsrates an den Kantonsrat. Am 30. Januar endlich hatte der Kantonsrat

über die Motion zu befinden. Nach einer mühsamen Diskussion während mehr als zwei Stunden entschied er mit 94 zu 47 Stimmen im Sinne des Regierungsrates — und schrieb sie ab. Wir Studenten dürfen nicht kritisch geschehen lassen, was uns selber betrifft. Nun, das ist doch geschehen ist, haben wir scharf darüber zu wachen, dass man uns in Zukunft wenigstens nicht mehr derart leicht wird überspielen können... Wäre das nicht eine weitere, interessante Aufgabe des KSTRs?

mm- Ist es wirklich nötig, dass wir Radau schlagen, dass wir auf die Strasse gehen, dass wir streiken? Hört man uns erst dann, merkt man erst dann, dass wir da sind, als Gruppe mit gemeinsamen Interessen und einer Macht, die keiner zu unterschätzen wagen soll... Ist es nötig, dass wir Radau schlagen nicht nur vor Volksabstimmungen, ist es nötig, dass wir auch dann auf die Strasse gehen und persönlich Ratsherren anpöbeln, wenn der Regierungsrat Hochschulberichte fertigt und wenn der Kantonsrat über Motionen abstimmt? Ist es nötig, dass wir uns »unstudentisch« benehmen, dass wir protestieren und streiken, weil die überwiegende Mehrheit der Ratsherren nicht gewillt ist, uns als studentischer Macht gebührend entgegenzukommen?

Dass den Studenten möglichst alle finanziellen Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt werden sollen, wurde zwar von keinem der Herren expressis verbis bestritten. Das scheint sich doch niemand mehr leisten zu können! Doch wie man diese Motion Siegfried torpedierte, das dürfte sich eigentlich ebenso niemand mehr leisten dürfen, ohne dass studentische Proteste auf ihn niederprasselten:

Wie sollen wir über den Antrag des Regierungsrats, diese Motion Nr. 1117 als erledigt abzuschreiben, denken? Heisst es doch unter anderem: »Sie (die andern Hochschulkantone) denken gegenwärtig nicht daran, die... Studiengebühren zu beseitigen. Ein getrennter Schritt des Kantons Zürich stiesse wohl weder beim Bund noch bei den Mitständen auf Verständnis.«

Wir wagen zaghaft zu fragen: Ist es nicht möglich, dass Zürich, der führende Hochschulkanton, auch in sozialen Belangen der führende Kanton wird? Mit der jetzigen Politik aber wird Zürich bald der rückständigste, denn wenn man überhaupt keinen Schritt tut, erreicht man nicht einmal ein Ziel, von dem man sagt, in zehn Jahren sei es »von selbst« erreicht.

Nur nebenbei sei erwähnt, dass Genf zur Zeit der Zürcher Verhandlungen diesen getrennten Schritt bereits getan hatte: Genf hat es auf sich genommen, bei Bund und Kantonen auf kein Verständnis zu stossen: Der entsprechende freisinnige Vorstoss hat bekanntlich nicht nur die Studiengebühren beseitigt, sondern auch die Grundlage zu einer breiteren Begabtenprämierung geschaffen. Aber auch mutig den mutigen Genfern zu folgen, hatte offensichtlich für 94 Zürcher Kantonsräte allzuviel Mut verlangt: Und sie sind dabei in bester Gesellschaft: In der vorbereitenden Kommission des Kantonsrats beantragte auch Herr Rektor Bickel Abschreibung der Motion 1117.

Dem Antrag der Kommission auf Abschreibung folgte denn auch die Kantonsratsmehrheit. Eine ganze Reihe von Kantonsräten hat darüber hinaus in der Diskussion mit meist sehr faden-scheinigen Argumenten die Kommission unterstützt oder einfach deren Ueberlegungen noch einmal mit genauso wenig Ueberzeugungskraft nachgesehen: Die diesbezügliche Meinung der Studentenschaft hat niemand eingeholt. Dr. J. Landolt (chr. Zürich) meint, heute könne auf Grund der Stipendienordnung von 1959 weitgehend jeder Begabte sein Recht zu studieren, das ihm eingeräumt wurde, ausüben.

Meint Kantonsrat Landolt tatsächlich, mit den 384 Stipendien, welche 1965 verteilt wurden, sei jeder junge Kantonsbürger erfasst, der eine Studienunterstützung verdient hat? Gibt es

nur 384 arme Studenten, oder gibt es nur 384 arme intelligente Zürcher? Weiss Kantonsrat Landolt nicht, wie viele Studenten im Laufe ihrer Ausbildung mangels Stipendiums gezwungen sind, einen Beruf zu ergreifen, der ihrer Vorbildung nicht entspricht?

Hat er auch nicht bedacht, dass der Staat mit den 1,3 Mio., die ihn der Wegfall der Studienkosten kosten würde, seinen Studenten sichtbar Sympathie bekunden könnte?

Oder ist er zu bequem, die Unannehmlichkeiten einer Gesetzesabänderung auf sich zu nehmen, die den Studenten Erleichterung brächte?

Dr. A. Schütz (BGB, Zürich) teilt mit, dass der Kanton nicht ohne weiteres auf diesen Einnahmeposten verzichten könne.

Kantonsrat Schütz scheint nicht zu wissen, dass das für »Wissenschaft« verwendete Geld nicht unbedingt am schlechtesten verwendet ist.

U. Bremi (freis., Zollikon) tritt wie seine Partei für Nichtüberweisung ein: Von den 5000 bis 6000 Franken, welche von den Eltern an Unterhalt aufzubringen seien, fallen die Gebühren nicht ins Gewicht, ihr Erläss sei ein fast bedeutungsloses Geschenk.

Wir aber sagen ihm, dass gerade bei den vielen, welche nach unseren Ansätzen nicht mehr stipendienberechtigt sind, aus dieser geringe Betrag immerhin eine Erleichterung bedeuten kann.

Im Parteierat der FP des letzten zürcher studentens stand übrigens zu lesen, dass auch der Student »im eigentlichen Sinne arbeite«. Für Arbeit aber wird man im allgemeinen bezahlt. Das stand nicht im Inserat, aber es ist

heute allgemein üblich. Dass man gratis arbeitet, ist eher selten, selbstverständlich jedenfalls ist es nicht. Noch weniger selbstverständlich ist es, dass man dafür bezahlt, arbeiten zu dürfen. Genau das aber tun wir, wenn wir Schlange stehen hinter den Schaltern an der Künstlergasse 15, und zwar selbstverständlich. (Die FP möge in Zukunft die Konsequenzen aus ihren Inseratsprüchen ziehen oder sie etwas zurückhaltender formulieren, wenn sie von uns weiterhin ernst genommen werden will.)

Dr. H. Häberlin (freis., Zürich) weist darauf hin, wieviel in den letzten Jahren für die Studenten getan worden sei.

Weiss Herr Häberlin nicht, dass die Schweiz für die Studenten nicht genug tun kann, stand sie doch 1963 (gemäss Bericht der OECD) in den Ausgaben für die Ausbildung der Jugendlichen zwischen 19 und 25 Jahren an zweitletzter Stelle... knapp vor der Türkei! Kantonsrat Häberlin mag sogar recht haben, dass die Gebühren keine prohibitive Wirkung auf den Studienantrag gehabt haben. Ist er sich aber bewusst, dass unser jetziger Andrang die Nachfrage nach Akademikern nicht zu decken vermag?

Die Abschaffung der Studiengelder als solche mag nicht zu den vordringlichen Aufgaben des Staates gehören. Doch die Ermöglichung eines Hochschulstudiums für alle gehört zu den vordringlichen Aufgaben, und dazu ist die Abschaffung der Kollegelder ein erster Schritt, wenn auch erst ein kleiner.

Wenn Kantonsrat Häberlin meint, nachdem die Motion für Steuererleichterung eine Woche vorher zurückgewie-

sen worden sei, müsse man konsequent auch die Studiengelder beibehalten, schüttet er das Kind mit dem Bade aus, und es zeichnet ihn genau das, womit seine Partei im erwähnten letzten Parteierat den Studenten gezeichnet hat: er ist »verdammt, sich in erster Linie mit seiner eigenen Person und wenig mit den Mitmenschen zu befassen«. Es fehlt ihm das, was die FP so sorgfältig umschreibt, weil sie es nicht beim Namen nennen darf: Soziales Denken.

Auch wir denken übrigens wie Kantonsrat Häberlin an die kommenden grossen Kreditbegehren für die Hochschule, aber wir fühlen an unserer eigenen Person, dass der Staat neben grossen Aufgaben auch kleine hat, und nur allzu oft wird mit einem billigen Verweis auf die Zukunft mit ihren grossen Problemen die Gegenwart vernachlässigt. Bei uns aber ist es mit beidem nicht aufs beste bestellt; wann hört man endlich wieder etwas vom Strickhof?...

Prof. J. Maurer (Ldr., Zürich) wäre persönlich sogar dafür, die Gebühren zu erhöhen und die Mehrerträge in Form von höheren Stipendien zu verwenden.

Er gibt so zu verstehen, dass das allenthalben gelobte Stipendiengesetz von 1959 die heutigen Forderungen zwar bei weitem nicht erfüllt, dass aber der Staat mit seinen Geldern keineswegs zu einer Verbesserung bereit ist. Er empfiehlt eine Art studentischer Selbsthilfe auf dem Stipendiengbiet: Dass ein Student, der nichts verdient, einem ärmeren Studenten, der noch weniger verdient, unter die Arme greift...

Dr. V. Jent (dem., Winterthur) ist der Ansicht, Bildung habe den Studenten etwas zu kosten. Sein Grund: Was nichts kostet, ist nichts wert. Sollen wir nun den Spieß umdrehen und der Ansicht sein, der Student habe den Staat etwas zu kosten, denn was nichts kostet, sei nichts wert? Es wäre ebenso richtig, aber ebenso billig. Deshalb sind wir der Ansicht: Bauernsprüche sind im Kantonsratsaal fehl am Platz.

Erziehungsdirektor Dr. König ist nach wie vor der Ueberzeugung, dass die Realisierung der Motion weder opportun noch dringlich sei.

»Post Festum«

Marginalien eines kleinlichen Uniballbesuchers

Märchenprinz zu sein ist — bei aller Herrlichkeit — nicht ohne Problematik: Wer zum Beispiel soll die beim Eingang bezogene Papier-Ansteckrose anstecken, sie oder er? Der vorschnelle Ritter jedenfalls, der geglaubt hatte, die Frage durch spontanen und ritzerlichen Verzicht zugunsten seines Dornröschens auf raffiniert-galante Art gelöst zu haben, musste alsogleich einsehen, dass er den technischen Aspekt der Sache übersehen hatte. Ihr fehlte nämlich, was er besass, für Ansteckrosen ohne Anstecker aber nicht ganz unerheblich ist: das Knopfloch. Folglich suchte — und fand, so man es eifrig tat — man nach Ersatzansteckmöglichkeiten. Sie erwiesen sich als mannigfaltig.

»Keiser«

Im Dornröschens-Palast glänzten auch hohe und höchste Fürsten durch ihre Anwesenheit; sogar ein wahrhaftiger César war zum Fest geladen. Sein Auftreten aber wollte dem Dornröschchen für diesmal recht unkeiserlich vorkommen. Fürstlich war nur die Gage: mit dieser kann er jetzt — zum Legi-Preis gerechnet — noch genau 133 Unibälle besuchen (beim 134. Eintritt müsste er noch 20 Franken dazulegen). Manche mögens teuer! (Aber es gibt auch billigere.)

»Nuggi«

Ein Schnuller ist, auf gut zürchdeutsch, ein »Nuggi«, dient zum Beruhigen von Kleinkindern und ist — heutzutage — meist aus Plastic. Bei der

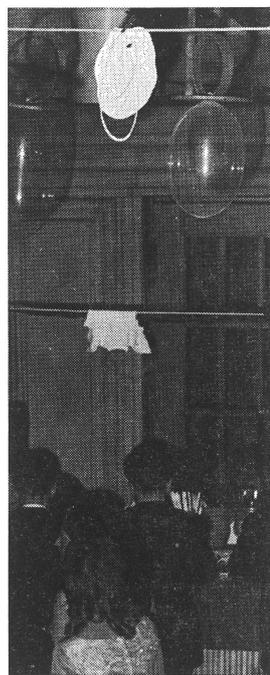
Milchbar des Dornröschens gab es auch solche »Nuggis«, sie dienten indes nur als originelle Dekoration, weshalb man sie, damit sie nicht übersehen wurden, denn auch zu überdimensionaler Grösse aufgeblasen hatte. Was wiederum nur möglich war, weil diese speziellen »Nuggis« aus leicht dehnbarem Gummi bestanden. Aber es waren keine Luftballons! (Dies wurde vor allem bei geschrumpftem Zustand — Versager gibt's überall augenfällig.)

»Scheusal«

Zu bestaunen war, was die Garde-robe der versammelten Dornröschchen betraf, so ziemlich jede Variation zwischen Mini-, Medio-, und Maxi-Stoffaufwand. Trotz oder gerade wegen dieser stofflichen Differenzen: Beauties waren sie alle, die Ballprinzessinnen — davon war jeder Märchenkavalier für »einen Falk felsenfest überzeugt. Vom »Scheusal im Abendkleid« konnte nur im Programm die Rede sein, wo es dafür gleich eine Seite lang strapaziert wurde. Welches Geschmacks-Scheusal hat es scheusslicherweises dorthin verieren lassen?

»Post festum«

Beinahe aber wär's vergessen worden ob diesen Kleinlichkeiten: der Uniball 67 war ein wundervolles Fest, ein Fest mit Stil! Die Feko und alle daran Beteiligten verdienen höchstes Lob für ihre riesenhafte und erfolgreiche Arbeit.



R. M. Nuggis, und wie man sie bekommt

Aus Rufmörders Retorte

Von Emilio Modena

»Propagandisten Hanoi« nannte Dr. Eric Mettler in der »Neuen Zürcher Zeitung« Organisationskomitee und Teilnehmer am Demonstrationmarsch gegen den Vietnamkrieg. Emilio Modena, einer der Organisatoren, antwortet auf die Angriffe.

Es dürfte sich herumgesprochen haben: anfangs Februar, im Jahre des Herrn 1965, befahl die Regierung der USA ohne Kriegserklärung die systematische Zerstörung der nordvietnamesischen Infrastruktur aus der Luft, zwecks Verteidigung der Freiheit des südvietnamesischen Diktaturregimes. Der Welt, die sie um eine weitere Illusion betrogen, schenkten die Amerikaner einen neuen Begriff: die Eskalation.

Zwei Jahre danach, am 4. Februar 1967, sonnabends, nahm das Unbehagen über den schmutzigen Krieg weit hinten in Asien bei uns - »mème à Zurich«, wie einige wacklige Gazetten boshaft bemerkten - sichtbare Gestalt an: 1200 Personen marschierten schweigend mit Transparenten vom Birkliplatz zum Helvetiaplatz, füllten den Theatersaal im Volkshaus, hörten sich Reden an, applaudierten, laschten Gedichten, genehmigten Resolutionen. - Keine Zwischenfälle meldeten mit leisem Bedauern die Boulevardblätter. Man fragte sich erstaunt, wer für die ausserordentlich würdige, gemässigt antiamerikanische, in jeder Hinsicht geglättete Vietnam-Demonstration verantwortlich zeichnete. Die Antwort mag verwirrend tönen, für die grossen Parteien und Bewegungen vielleicht sogar beschämend: Eine Handvoll junger Leute aus den Gewerkschaften und der Atombewegung hatte sich Mitte Dezember 1966 zu einem Ad-hoc-Komitee »gegen den Krieg in Vietnam« zusammenschlossen, dem im Januar 1967 noch zwei Studenten aus der fsz beitraten. Im endgültigen, neunköpfigen Komitee waren abgesehen von zwei auf individueller Basis teilnehmenden Jungkommunisten und einem Sozialdemokraten keine »Politischen« vertreten. Die unbestrittenen Initianten waren der Möbelzeichner Karl Jost und der Typograph Karlheinz Rieker.

Die Rufmörder, die als Presseberichterstatter getarnt den einzelnen Phasen der Demonstration beiwohnten,

stießen bei ihrem gutbezahlten Geschäft zugegebenmassen auf Schwierigkeiten. Das Ganze wie geplant als Demonstrationen einiger Irregaleiteter bürger Vietnaks auszugeben, ging angesichts der überraschenden, auf ein Minimum von Propaganda hin zustandekommenden Beteiligung aus allen Schichten der Bevölkerung nicht mehr an. Von einer kompakten kommunistischen Phalanx zu sprechen, wäre andererseits beim sehr niedrigen Durchschnittsalter der Demonstranten für die PdA ein zu grosses Lob gewesen. So behief man sich mit zwei von den ältesten Requisiten aus der Mottenkiste des politischen Obskurantismus: der Parabel von den nützlichen Idioten und der esenden, volkstümlichen Xenophobie.

Ein denkwürdiges Datum: Am 6. Februar 1967 hat die »alte Tante« in ihrer Morgenausgabe den holden Schein objektiver Berichterstattung fahren lassen und sich selbst Lügen gestraft, nachdem sie noch in Nr. 488/67, Blatt 7, die Bedingungen für seriöse Journalistik darin erblickt hatte, dass »Information und Kommentar klar getrennt werden sollen«.

Der erfahrene Auslandredaktor E. M. beginnt sein Elaborat über die Zürcher Vietnam-Demonstration mit einer Krokodilsträne: »Es wurde weniger gegen den Krieg an sich als gegen die Vietnampolitik der amerikanischen Regierung demonstriert, dann folgt ein Rückenschuss: Zitat einer wilden Parole ohne Quellenangabe, um den Leser von der Geschmacklosigkeit der Organisatoren zu überzeugen: »Johnson, Ky, Spellmann, Heilige Fleischer-einheit«. Die Erwähnung der Tatsache, dass sich die Demonstrationsleitung ausdrücklich von dieser und anderen Parolen eines aus Lausanne zugerichteten Gruppchens distanziert hatte, hätte den Rufmord gefährden können. Nachdem er solchermassen das Terrain psychologisch vorbereitet hat, lässt E. M. die schon im Titel »Propagandisten Hanoi« vorweggenommene »Pointe« plat-

zen: »Die Friedensforderungen entsprechen mehr oder weniger den Bedingungen Ho Chi Minhs.« Nun stammten allerdings die Friedensforderungen des Komitees nicht aus Hanoi, sondern waren den Friedensplänen Präsident U Thants entnommen worden - was tut! Ueber solche Finessen setzt sich einer leichten Herzens hinweg, der zwei gut gezielte Lügen in petto trägt.

Erste Lüge: »Aktivisten der Jungen Sektion der PdA, die den Anstoss gegeben hatte, agierten aus dem Hintergrund als Generalstäbler.« Die oben genannten Initianten Jost und Rieker sind in diesem Punkt ganz unzweideutig: sie sind zu einer eidesstattlichen Erklärung bereit. Ist E. M. auch dazu bereit? Wohl kaum. Im übrigen gab es bei der Demonstration nur einen Generalstab, der ganz offen agierte, nämlich das der Öffentlichkeit bekannte Neuner-Komitee, dessen einzelne Mitglieder auf unzähligen Pressefotos identifizierbar sind. Darunter auch zwei Jungkommunisten. Na und? Seit wann genügen zwei Kommunisten, um 1200 Mann am Narrenseil heranzuführen? Ein bisschen mehr Selbstvertrauen würde E. M. wohl anstehen, führt doch blinder Antikommunismus meist in irgendeine Sackgasse, früher oder später... Nachdem E. M. noch schnell ein paar bekannte Einzelgestalten vom linken Flügel der Sozialdemokratie und den »beachtlichen Harst der FSZ«(!) neben der »Prominenz der PdA« in seinem roten Pot-Pouri durcheinandergeworfen hat, kommt die

Zweite Lüge: »Hingegen hatten sich Heinrich Buchbinders Atomgegner geweigert, mit den Kommunisten zu marschieren.« Was soll eigentlich damit gemeint sein? Dass sich die Atombewegung geweigert hat? Warum marschierte dann deren Präsident, Pfarrer Kober, mit? Oder dass sich die Atomjugend geweigert hat? Deren Sekretär war sogar im Komitee! Oder hatten sich die engeren politischen Freunde Buchbinders geweigert? Warum marschierten denn F. Walder und J. von Steiger mit oder ohne Kommunisten mit? Entweder hatten sich die Atomgegner nicht geweigert, mit Kommunisten zusammen an einer Vietnamdemonstration zu marschieren, oder dann fielen die Kommunisten an der Demonstration überhaupt nicht ins Gewicht! Der einzige, der nicht mitmarschierte, war Buchbin-



der selbst. Er befand sich am 4. Februar ausserhalb Zürichs.

Weiter im Text: »750 Personen« (statt 1200 - die »Tate« meinte sogar 1500), »Entfernung einiger Zwischenrufer« (wo ein einziger aufgetreten war), »die Demonstration applaudierte konform« (seit wann applaudiert man bei der NZZ nonkonformistisch?), »Linkssozialisten, die sich von den wirklichen Organisatoren bewusst oder naiv gebrauchen liessen« (Nationalrat Otto Schütz, Leiter des Gewerkschaftskartells Zürich sowie Ezio Canonica, Sekretär des Schweiz. Bau- und Holzarbeiterverbandes), »Mini-Apparatschiks« (die Jungen aus dem Komitee), und - mit Bezug auf die ca. 300 ausländischen Arbeiter, die - vollkommen freiwillig - an der Kundgebung teilnahmen - der

Xenophobe Pforders: »Unsere Gäste aus Italien und Spanien wird mit dieser Art von »Einspannung« ein schlechter Dienst geleistet.« Schliesslich: »Ein Eiferer aus dem Führungsgremium der FSZ...« »gedichtförmige Greuelpropaganda...« Alfred Rassers »ältestes marxistisches Kabarettstück - vom Börsianer, der an Krieges gewinne... und - etwas abseits - der »besondere Vogel Hans Rudolf Hilty, Redaktor am »Volksrecht« - . Damit, hat die NZZ. tatsäch-

lich den Vogel abgeschossen! Ein weiterer Kommentar erübrigt sich. Erwähnt seien nur noch die Exkurse über den »vom Vietcong zu Tode geschundenen Dorfvorsteher« und den »unterdrückten Bauern Osteuropas, Russlands und Chinas«, da sie als Füllsel den Platz einnehmen, der sonst vielleicht der Grussbotschaft Lord Bertrand Russels an die Zürcher Demonstration oder dem »Offenen Brief« an Bundesrat W. Spühler zugekommen wäre:

»Die Heimat Heinrich Pestalozzi und Henri Dunants darf hier nicht gleichgültig bleiben, das Land der immerwährenden Neutralität und des Roten Kreuzes, das Land der Genfer Konvention muss seine Stimme erheben, soll es nicht in den Augen der Welt dastehen als ein egoistischer mittel-europäischer Kleinstaat von Händlern und Bankiers, den kein Schweizer mehr bewohnen möchte!... Sowohl die unter massgeblichem Einfluss der Schweiz zustande gekommenen Verhandlungen zwischen Frankreich und der algerischen Befreiungsfront, die schliesslich den Algerienkrieg beendeten, als auch die durch die Vermittlung unseres Landes ermöglichte Ausreise kubanischer Bürger aus Kuba nach den Vereinigten Staaten berechtigen uns zu grosser Hoffnung für eine entsprechende Initiative in Vietnam...«

Zentralstelle der Studentenschaft

Auch während der Ferien geöffnet!

Montag bis Freitag 9-12 Uhr
Künstlergasse 15, Telephone 34 75 05



Organische technische Produkte
Organische Zwischenprodukte
Kunststoffe
Lösungsmittel
Stickstoffprodukte
Stickstoff- und kombinierte Dünger
Calciumcarbid
Ferro-Legierungen
Siliciummetall
Siliciumcarbid
Graphit

LONZA AG BASEL



Abt. VI Fachschule für med. Hilfsberufe

Modernst eingerichtet, neuzeitliche Unterrichts-konzeption
Technische Leitung: M. Sommerhalder

- Abt.: VI a Fachschule für medizinische Laborantinnen;
- VI b Fachschule für Arztgehilfinnen. Mitglied des Schweiz. Verbandes dipl. Arztgehilfinnen (VDA);
- VI c Berufswahlschule für medizinische Hilfsberufe;
- VI d Fernkurse für medizinisches Hilfspersonal;
- VI e Fortbildungskurse für medizinisches Hilfspersonal

Semesterbeginn: 24. April und 23. Oktober 1967

Morphologisches Institut Zürich

Direktion: Josefstr. 92, 8005 Zürich
Hermann Holliger Telephone 051 / 44 83 35
Neubau Nähe Hauptbahnhof/Limmatplatz



Skischuhe

Raichle, Henke, Heierling usw.
Riessen-Auswahl in Schnürschuhen ab Fr. 57.-
und Schnallschuhen ab Fr. 99.-
Günstige Restpaare
Alte Schuhe werden an Zahlung genommen!

Zollstr. 42 b. Hauptbahnhof Tel. 051 44 95 14

Stadi-Sport 8005 Zürich

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermässigung
Haarschneiden
ausgenommen
am Samstag
Dienstag den ganzen
Tag geschlossen

Dissertationen vom Truninger

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniastrasse 9
8001 Zürich
Tel. (051) 23 16 40

sind qualitativ hochstehend und preisgünstig

Wir beraten Sie absolut unverbindlich

Glossen und Paraphrasen zum eidgenössischen Radiokrieg

Von Nationalrat Prof. Marcel Beck

Die studentische Neugierde auf alles, was sich um den eidgenössischen Radiokrieg 1967 herum abspielt, ist begrifflicherweise gross. Denn Herr Regierungsrat König und die sogenannte »blaue Presse« werden mit diesem genauso in Zusammenhang gebracht wie Bismarck und die Emser Depesche mit dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71. Herr Regierungsrat König ist aber als zürcherischer Erziehungsdirektor allerberster Herr der Uni, und die »blaue Presse« erzeugt die von den Studenten meistgelesenen Zeitungen. Als Professor, Nonkonformist und umstrittener Politiker wurde der Schreibende zu oft schon gefragt, was er von dem ganzen Krieg halte. Die periphrastische Unterhaltung in den Wandelgängen der Uni verbietet ihm, aus purer Klugheit auf die mit Recht herausfordernden Fragen der Studenten anders als ausweichend zu antworten. Dafür setzt er sich jetzt hin, um vieles zu erwidern. Er möchte damit dem skeptischen Lächeln der Fragesteller begegnen, die mit einem hintergründigen »Auch du, mein Brutus« oder mit einem »Si taccuiss...« ihn dabei behaften möchten, dass auch er einmal jener Aengstlichkeit gebuldigt hat, die einer erfolgreichen eidgenössischen Karriere meistens zugrunde liegt.

Wahlpropaganda oder nicht?

Da wäre zunächst die Hauptfrage jedes gewitzten Kopfes: Warum die spätere Bekanntgabe des Wissens um bundesrätliche Interventionen und Dossiers, wo doch Herr Regierungsrat König schon seit Monaten von der Sache wusste? Ist das Ganze nicht Propaganda für die kommenden Regierungsratswahlen?

Die Antwort darauf kann nur unter einer Voraussetzung erfolgen: Herr König setzte sich mit seiner Intervention für Geist, Witz und Satire oder – etwas volkstümlicher gesagt – für Salz und Pfeffer im Schweizer Radio ein. Davon könnten unsere Massenmedien nie genug bekommen. Die Welt ist offen geworden, und Paprika wird bei uns von breitesten Volksschichten genossen. Verweigert man ihnen die Würze, so holen sie sich diese anderswo. Es muss sogar im Sinne einer handfesten politischen Landesverteidigung liegen, der schweizerischen Hörschaft eigenständigen Witz anzubieten. Herr Regierungsrat König hat sich demnach gegen jede hausbakene Aengstlichkeit gewendet, er hat ein »Pereant osores« gerufen, worüber sich die »Academia« nur freuen kann.

Wofern mich der Spötter fragt: Und die »Irisoren«?, so sage ich ihm, dass es diese höhrenden Spötter am Radio nie gegeben hat, denn unser Volk ist zu bieder, als dass es auf solche hereinfallen würde. Dagegen bin ich überzeugt, dass Herr Regierungsrat König den leichteren Spott, dessen Ertragen ein Zeichen der Selbstsicherheit ist, durchaus billigte. So zum Beispiel, wenn wir nun auf das Hauptstück unserer Antwort kommen und dem skeptisch fragenden Studenten in aller Öffentlichkeit sagen, dass das Ganze ein Nebenprodukt zweifellos ein Wahlmanöver war, gewissermassen der Gewinn, den unser Erziehungsdirektor für eine mutige Tat einstrich.

Mut zum Narrenrecht

Mutig, fragen Sie weiter? Das Papier der »Weltwoche« ist ja so geduldig. Man überlege sich aber, wie nach erfolgtem Schlag die Kollegen in der Regierung ihm wohl begegneten. Oh, ich kenne die eisigen Blicke! Sie sind nicht einfach zu ertragen. Mut und Gelas-

senheit sind dazu nötig. Die Reaktion im Volk dürfte hingegen eindeutig sein. Ich bekomme gegenwärtig zum Beispiel Briefe, in denen ich aufgefordert werde, ebenso zu handeln. Einen Satz als Mästerchen aus einem solchen – nicht anonymen, wohlverstandenen – Schreiben: »Nationalrat Dr. Walter König und die »Weltwoche« haben eine Breche geschlagen für das Recht der freien Meinungsäusserung...« usw.

Herr Regierungsrat König mag sich an solcher Treuerzigkeit erholen von

Paraphrase zu den Regierungsratswahlen

Hier eine kleine Paraphrase, die etwas vom Gegenstand wegführt und gleichwohl zu ihm gehört. Es geht um die kommenden Kampfahlen für den Regierungsrat im Kanton Zürich. Neun Kandidaten auf sieben Sitze. Zwei müssen auf der Strecke bleiben. Die Sternstunde der kleinen Parteien hätte geschlagen, wie man zu sagen pflegt, wenn diese sich geeint hinter ihre Kandidaten, die Herren König und Sausser, stellen würden. Ich nenne Herrn König auch einen Kandidaten der Demokratischen Partei, denn vor vier Jahren hat sie ihn mannhaltig gegen die recht widerwärtigen Angriffe von seiten des Freisinn portiert. Heute aber klammert sich die klein gewordene ehemalige Grosspartei an den Schwanz der Mächtigen, um also wieder emporzukommen, und da gehört es nun einmal zum wifenen Ton im Kanton Zürich, sich vom Landesring fernzuhalten. Und so geht Herr König allein ins Rennen und benötigt damit etwas mehr eigene Puste als jene Regierungsräte, die sich auf eine gepolsterte Koalition oder auf die stärkste Partei des Kantons Zürich verlassen können.

Die Tränen der »blauen Presse«

Und nun zurück zum zweiten Problem des Radiokriegs! Was hat man zu sagen zum Lamento der »blauen Presse«, das auf die königlichen Enthüllungen folgte? Nun, dieses war etwas zu larmoyant und teilweise so ernst, wie man es von Leuten nicht erwartet hätte, die andere sehr ungeniert beim Wickel zu nehmen pflegen. Der Unhefangene kann es nicht verstehen, wie bitter sich die blauen Blätter darüber beklagen, an die Wand gedrückt zu werden. Sie kamen und kommen doch wahrhaftig zum Zug in den konzessionierten Massenmedien, die notwendigerweise darauf achten müssen, jedem das Seine zu geben: den Blauen nämlich

Wahrheit und Nonkonformismus

Die Wahrheit schlechthin wird jedoch der Nonkonformist für sich weder beanspruchen dürfen noch wollen. Der ungeschmälerte Besitz dieser würde seine eigene Existenz bedrohen. Die Wahrheit liegt bestimmt ausserhalb seines Kreises – immerhin nicht so entfernt davon, wie der Philister es vermutet, und keineswegs letzterem so nahe, dass man auf die zentrifugalen Kräfte des Nonkonformismus verzichten könnte. Alles soll daher Bewegung bleiben, die der Schuss von der königlichen Loge ausgelöst hat. Und wenn die »blaue Presse« lamentiert, so wäre es falsch, hier Ruhe zu gebieten. Lamento ist schliesslich auch Bewegung. Unrichtig schiene es mir zu sein, wenn der bescheidene Sturm, der sich gegebenenfalls wohlthuend wiederholen kann, gleich durch die starren Mauern der Verfassung für alle Zeiten gebannt würde.

Die Eidgenossenschaft mit ihrem philliströs überladenen Kern hat die zentrifugalen Kräfte des Nonkonformismus dringend nötig. Das sei zu Ehren der »blauen Presse« gesagt. Womit ich je-

den kollegialen Basiliskenblicken und von den Giftfeilen der Zauberformel-Presse, aber auch vom natürlichen Spott, dem jeder zu begegnen hat, der einen offenbar recht guten Gewinn einstreichen konnte. Er muss diese magistrale Geduld für das Narrenrecht des Spottes aufbringen, wo er sich doch selbst für dieses hohe Gut eingesetzt hat. Andernfalls wäre der Nebengewinn der Propaganda Hauptabsicht gewesen, und dann stünde es schlimmer um seine Verteidigung.

lassen können. Was er also mit dem Radioschlag einstrich, geht in Ordnung. Dies bestreiten hiesse ja beinahe die Fundamente des liberalen Staates erschüttern.

Apropos Sternstunde der Kleinen! Was würde dies bedeuten, wenn durch Einigkeit unter Landesring, Evangelischen und Demokraten die Möglichkeit bestanden hätte, deren zwei Kandidaten neben den fünf bürgerlichen zu erküren! Eliminierung der Sozialdemokratie aus der Exekutive, zum Heil dieser, die damit im grössten Schweizer Kanton in Opposition getreten wäre. Die Zustände im Kanton Zürich als Dämmerung der Zauberformel Welche Perspektiven für das Wohl der Eidgenossenschaft, in der so viele die Zauberformel verdammten, niemand aber von ihr loszukommen vermag. Und in Zürich? Ein linker Flügel der Regierung mit dem Namen König und Sausser, der unter Umständen sozialen Forderungen eher gerecht würde als zwei Sozialdemokraten »pluralistischer« Färbung, wie sie in Aussicht stehen.

und den übrigen, die ruhig anders denken sollen, und sei es nur allein deshalb, weil sich die Expektationen der Blauen vor deren ewigem Grau umso vorteilhafter abheben. Die nonkonformistische Presse gebe sich doch als das, was sie in den Augen der Staats-tugendlichen sowieso ist: als Unkraut, das was verdorrt, weil es eben aus vitalen Säften lebt. Unkraut aber, Brennesseln zum Beispiel, das weint nie selber, sondern bringt schon eher andere zum Weinen. Die »blaue Presse« trockne die Tränen bedrückten Unmuts möglichst rasch, sie verliert sonst nur ihr Gesicht. Spassig soll sie das Lob der Torheit verkünden.

Tinguelys »Heureka« bleibt in Zürich. Provisorisch wird sie nun beim Casino Zürichhorn aufgestellt. Später soll sie auf der ETH-Aussenstation Hänggerberg ihren endgültigen Wirkungsbereich finden – sofern die dafür Verantwortlichen nicht allzu banausisch sind. Etwelche Hoffnungen bestehen allerdings, ist die Hochschule doch eidgenössisch und nicht zürcherisch.

Professor Grandjean, Vorsteher des Instituts für Hygiene und Arbeitspsychologie und Präsident der Kommission für Entwicklungsfragen der ETH, meint immerhin: »Die Heureka« passt sehr gut in die Umgebung von Studenten. Sie ist doch ein bildhares Aequivalent zum Gaudeamus igitur (pereat tristitia, pereant osores). Spott und Liebe sind in ihr, wie in Meisterwerken Charlie Chaplins, possievoll vereint. Nur schade, dass die Plastik auf den Hänggerberg und nicht direkt ins Zentrum, vor das Hauptgebäude, zu stehen kommen soll.«

Stipendienkürzung in der ETH

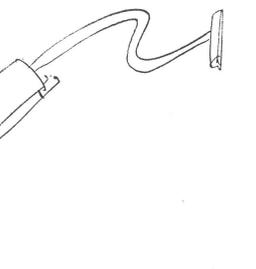
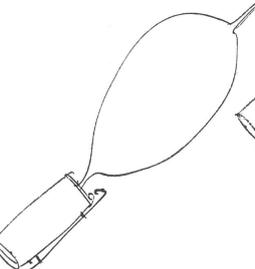
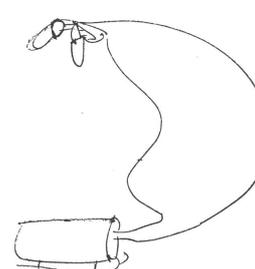
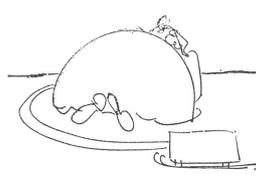
Wir haben bereits in der Dezembernummer des »z« darauf hingewiesen, dass im Budgetvoranschlag des Bundes für 1967 der Stipendienbeitrag an die ETH in der Höhe von 600 000 Fr. um die Hälfte gekürzt worden war. Im Nationalrat wurde die Kürzung gestrichen, in der anschliessenden Verhandlung im Ständerat jedoch belassen. In der gemeinsamen Abstimmung beider Kammern musste folglich die Differenz bereinigt werden. Die Schlussabstimmung ergab: Kürzung des Bundesbeitrages an den Stipendienfond der ETH von 600 000 Fr. auf 300 000 Fr.

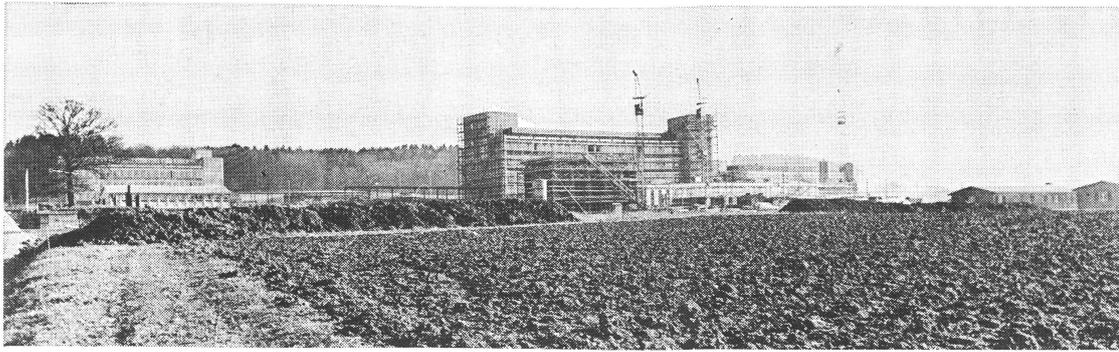
Insgesamt gewährte die ETH im Schuljahr 1965/66 1,55 Mio. Fr. Stipendien an Diplomanden und Doktoranden. Im laufenden Schuljahr müssen die Stipendien also um rund ein Fünftel gekürzt werden. Betroffen werden vor allem die jüngeren Studierenden, nicht aber Doktoranden und Studenten mit Beiträgen aus verschiedenen Spezialfonds. Vor allem Studierende der unteren Semester müssen mehr Stipendien von ihren Wohnortskantonen erhalten.

In der neuen Stipendienverordnung vom März 1965 wurde die Stipendienhöhe den Kantonen übergeben. Der Bund erstattet demnach den Kantonen entsprechend ihrer Finanzkraft einen Anteil der ausgezahlten Stipendien zu rück (65, 45 bzw. 25%). Diese Rückstellungen waren in der Vorlage des Bundes für das Jahr 1966 mit rund 5 Mio., für das Jahr 1967 mit rund 9 Mio. Fr. budgetiert worden. Die effektiven Ausrichtungen sind bis jetzt noch unbekannt, da sie sich nach den Angaben der Kantone richten und erst am Ende eines Jahres verrechnet werden können.

Leider – und das scheint uns an der Kürzung besonders bedauerlich – haben die meisten Kantone ihre Stipendiengesetze noch nicht oder nur ungenügend der neuen Verordnung angepasst, da gleichzeitig die eigenen Stipendienbeiträge erhöht werden müssen. Sie sind somit wahrscheinlich gar nicht in der Lage, die Rückstellungen des Bundes voll zu beanspruchen. Ein langsamer Abbau des ausserordentlichen Stipendienbeitrags des Bundes an den Stipendienfond der ETH wäre somit nicht nur wünschenswert, sondern nötig gewesen.

doch nicht als »Irisoren« der Zerstörung dieses Kerns das Wort reden möchte, zu dessen Erhaltung die Natur offensichtlich eine überwiegend philliströse Ladung bestimmt hat, das heisst eine Masse von Konformisten, der stets eine weniger einflussreiche Minderheit belebender Nonkonformisten gegenüberstehen wird.





Physikinststitute Höggerberg: Seit rund einem Jahr ist das Institut für Atomphysik fertiggestellt (links auf dem Bild im Hintergrund). Davor die Baugruben der Institute Molekularbiologie und Festkörperphysik. Bildmitte: Bis zum Herbst sollen

die Gebäude der Afif (Abteilung für industrielle Forschung) und der technischen Physik bezugsbereit sein. Im Bild rechts: Wohnbaracken für Studenten.

Bilddienst VSETH

Dornröschenschlaf um die Studentensiedlung

xa. - Nachdem in einer Sitzung vom 24. Mai 1966 die verantwortlichen Leute des Bundes, der Stadt und des Kantons (bekanntlich sollen sich alle drei finanziell an der Studentensiedlung beteiligen) beschlossen, einen Wettbewerb auszuschreiben, waren die Studentenvertreter zu Recht enttäuscht, hatten doch Vertreter der ETH offiziell durchblicken lassen, der Bund sei bereit, die Bauerschaft und damit die Finanzierung für eine erste Etappe zu übernehmen und sofort das Vorprojekt der Architekten Schwarz und Gutmann, das zwar von allem Anfang an als Wettbewerbsgrundlage gedacht und zudem mit gewissen Fehlern behaftet war, ausarbeiten zu lassen und die Verwirklichung der Studentensiedlung, ohne verzögernden Umweg über einen Wettbewerb, so rasch wie möglich an die Hand zu nehmen. Besonders befremdend wirkte damals der Umstand, dass kurzfristig ein Vertreter der Studentenschaft, dem man versprochen hatte, er dürfe als Beobachter an der Sitzung teilnehmen, von der Versammlung ausgeschlossen wurde, und zwar auf Initiative der Vertreter von Stadt oder Kanton Zürich. Offenbar waren sich jene Leute bewusst, dass die Gründe, die sie gegen eine sofortige Verwirklichung ins Feld führten, nicht alle stichhaltig waren (auf Grund eines unglücklich verfassten Briefes der WOKO [Wohnbaukommission] an die Stadt wurde unter anderem argumentiert, die Studentensiedlung sei gar nicht dringend notwendig). Hauptthemen bildete wohl in Tat und Wahrheit vor allem die Frage der Finanzierung. Doch gilt auch hier: aufgeschoben ist nicht aufgehoben!

Beschwichtigend liess man nach jener Sitzung verlaufen, die Verzögerung durch die zusätzliche Ausschreibung eines Wettbewerbs sei nur geringfügig, könne doch der Wettbewerb innerhalb eines Jahres abgeschlossen werden. Tatsache ist, dass heute, schon bald ein Jahr nach jener Sitzung, der Wettbewerb noch nicht einmal ausgeschrieben ist.

Nachfragen bei der Kommission, welche beauftragt wurde, die Wettbewerbsgrundlagen bereitzustellen, ergaben letzten Herbst, es seien zusätzliche Landkäufe des Bundes auf dem Höggerberg im Gange, so dass der definitive Standort der Studentensiedlung noch nicht feststehe. Allmählich konnte man dann später aus Äusserungen von Mitgliedern des Schulrates bis hinunter zu Mitgliedern des Reinigungskorps der ETH schliessen, dass die Verhandlungen von seiten des Bundes etwas unglücklich geführt und deshalb die wertvollen Felde mehr oder weniger endgültig bachab geschwommen seien - und mit ihnen ein halbes Jahr mehr Zeit langwieriger Planung.

Herr Hanhart, Vorsteher der Bauinspektion V und Präsident der Kommission, die mit der Ausarbeitung der Wettbewerbsgrundlagen betraut wurde, teilte nun kürzlich mit, dass die Arbeiten der Kommission sozusagen abgeschlossen seien und die Unterlagen anfangs März zur Einsichtnahme an die verantwortlichen Stellen von Bund, Stadt und Kanton weitergeleitet werden könnten. In wahrscheinlich maximal zwei Monaten könne also mit der Wettbewerbsausschreibung gerechnet werden - sofern nicht neue Diskussionen um die Konzeption der Studentensiedlung entbrennen würden. Bemerkenswert ist immerhin, dass die Studentensiedlung laut Wettbewerbsgrundlagen im Endausbau neuerdings nicht 1000, sondern lediglich 800 Studenten Platz bieten soll. Werden etwa auch die gemeinschaftlichen Aufenthaltsräume, die Grösse der Mensa, die Zahl der verschiedenen Verkaufsläden und

Versorgerbetriebe der ganzen Aussenstation, die in jahrelanger Diskussion als notwendig erachtet wurden, reduziert? Will man neuerdings sogar mit Ideen sparen, auch wenn der Baupreis, je nach verfügbaren Finanzen, vollzogen werden kann?

Die baldige Durchführung eines Wettbewerbs steht fest. Er dürfte anfangs 1968 abgeschlossen sein. Doch was nachher?

Wird man nachher tatsächlich trotz aktuellsten Kassandrarufer aller beteiligten Finanzverwalter zur Verwirklichung des Projektes schreiten? Der Kostenvoranschlag für das Vorprojekt der Architekten Schwarz und Gutmann belief sich auf über 50 Mio. Fr. (inkl. Sporthalle). Bund, Stadt und Kanton hätten zu ungefähr gleichen Teilen diese Summe zu übernehmen. Sind sie dazu bereit, und sind vor allem die Stimmbürger bereit, eine entsprechende Abstimmungsvorlage anzunehmen?

Die Studentensiedlung ist dringender notwendig denn je. Die Zahl der Studierenden Zürihs nimmt ständig zu. An den beiden Hochschulen sind bereits über 13 000 Studenten immatrikuliert. Wo wohnen sie? Die Sozialfrage des VSETH vor zwei Jahren hat gezeigt, dass von den damals rund 10 000 Studierenden fast die Hälfte bei ihren Eltern wohnte (Wohnen musste?). 18 Prozent von ihnen nahmen täglich einen Schulweg von über einer Stunde

in Kauf. Viele der übrigen, welche in Zürich ein Zimmer besaßen, bezahlten entweder zu hohe Preise oder besaßen Zimmer, in denen »das Bett als Schreibtisch diente«. Keine Studentenzimmer sind Zimmer, in denen Rauch-, Radio- und Besuchsverbot (auch tagsüber), Bedingungen wie nur Schweizer, nur Katholik, nur Protestant, nur Tochter aus gutem Hause zu beobachten sind. Weder entsprechen sie dem Wohnbedürfnis des Studenten, noch bieten sie ihm jenen Ort, der ihm zu optimaler Arbeitsgestaltung und Persönlichkeitsbildung zusetzt; und sie sind einer Hochschulstadt wie Zürich absolut unwürdig.

Zudem schreitet der Ausbau der Physikinststitute auf dem Höggerberg zwar langsam, aber stetig voran. Weitere Abteilungen werden in die Aussenstation verlegt werden. Wie steht es aber mit der inneren Erschliessung des Höggerberges? Wo verbringen die Studenten ihre Freizeit über Mittag? In der (wahrscheinlich überfüllten) Physikmensa, die in ihrer Konzeption auf die grosse, zentrale Mensa der Studentensiedlung ausgerichtet sein wird? Wo studieren sie in Zwischenstunden? In den leerstehenden Vorlesungssälen, am überstellten Labortisch? Wo werden die Studenten ihren Kugelschreiber, ihr Papier, ihre Zeitung, ihre Zahnpasta, ihren Schubhändler kaufen? Fährt man in einer Zwischenstunde mit dem Taxi zum nächsten Coiffeur? Glotz man

nachts in den Sternenhimmel, wenn im Labor ein Versuchsergebnis abzuwarten ist?

Kurz und gut, wir fragen: Wird die Aussenstation Höggerberg zum alten »Högg auf Oelberge«, zu einer Wüste intellektueller Fabrikarbeit, oder soll sie ein menschenwürdiges Zentrum für Forschende, Lehrende und Lernende werden?

Man rechnet, dass im Jahre 1972 der Ausbau der Physikinststitute und Hörsäle fertig sein wird. Mehr als 1000 Dozenten, Doktoranden, technische Mitarbeiter und Studenten werden auf dem Höggerberg arbeiten. Bis zum Jahre 1972 muss die Studentensiedlung mit Studentenzimmern und Versorgungsbetrieben verschiedenster Art verwirklicht.

Erfreulicherweise wurden die Studentenschaften vor einigen Wochen eingeladen, einen Vertreter in die siebenköpfige Jury, welche die Wettbewerbsarbeiten prüfen soll, zu entsenden. Damit wurde die langjährige Mitarbeit der beiden Studentenschaften (Untersuchung über die Gestaltung von Studentenzimmern durch die WOKO, Sozialumfrage des VSETH) anerkannt. Ich meine, damit ist trotz Verzögerung des Wettbewerbs und trotz wahrscheinlicher Einschränkung des ursprünglich Erwarteten unsere Aufgabe charakterisiert: studentische Mitarbeit, wenn es sein muss mit Transparenzen.

Der VSS hofft auf den Frühling ... möge er ihn spüren!

Bericht vom 47. Jahreskongress des Verbandes Schweizerischer Studentenschaften in La Chaux-de-Fonds vom 26. bis 28. Januar 1967

La Chaux-de-Fonds ist eine seltsame Stadt:

Sie erweckt den Eindruck einer schlechten Imitation der nicht eben besten Quartiere von Paris. Dennoch, vielleicht deshalb hat sie Stimmung: Graue Blöcke in eckigen Strassen, nicht sauber, nicht schmutzig; nichts Pompöses, kaum »Schenswertes«; in den dunklen Strassen aber französischer Alltag mit einem imaginären Hauch von Absinth.

Man tagte im grossen Saal des »Maison du Peuple« auf einer Theaterbühne der VSS-Vorstand, in der Pose des Kämpfers für die gute Sache und gegen die Resignation. Neben ihm eine Geschäftsprüfungskommission, ein von über zehn VSS-Kongressen schwerer U. B. Wyss, der gelassen auf das irdische Treiben unter sich blickt, schmunzelnd, als wolle er immerfort sagen: »Alles schon dawegesen; es gibt nichts Neues im VSS! Im Saal vor dezimiertem Papier die Delegierten aller Sektionen; ein geschäftiges Kommen und Gehen; irgendwo die Presse; hinter im Saal die ausländischen Beobachter - sie werden die obligate Grussbotschaft ihrer Länder verlesen.

Wenn diesmal der Kongress

keine zählbaren Resultate

gezeigt hat, so liegt das für einmal in der vollen Absicht der Delegierten, die folgende Motion gutheissen: »In Anbetracht der Tatsache, dass die grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten unter den Sektionen bis zum jetzigen Jahreskongress nicht annähernd behoben werden konnten ... beschliesst der 47. Jahreskongress ... über diese grundsätzlichen Fragen an diesem Jahreskongress nicht zu beschliessen ...

Ende April 1967 alle offenen Probleme in einer a. o. Generalversammlung zu lösen (I).«

Dadurch war der Versammlung von allem Anfang an der Stempel einer Pflichtveranstaltung aus Statutengrün-

den aufgedrückt: Die Geschäftsberichte des vergangenen Amtsjahres wurden zur Kenntnis genommen und einige nicht grundsätzliche zur Zeit laufende Verpflichtungen neu oder wieder formuliert. Daneben - und das war wohl das Wesentlichste - konnte in einigen Motionen festgehalten werden, was Vorstand und Sektionen in der Zeit bis zu a. o. GV vorzunehmen und abzuklären hätten.

Worum geht es? Im

Bereich des Universitären

drängt vor allem die Zeit. Eine einheitliche Konzeption fehlt, um so grösser ist die Verwirrung. Deshalb beauftragt der 47. Jahreskongress den Vorstand und ersucht die Sektionen, für die a. o. GV im April eine allg. Stellungnahme inbezug auf die Koordination auszuarbeiten ..., an dieser GV Vorschläge zu machen in Form eines Grundsatzprogramms für eine Universitätspolitik. ...

Die bisherigen Differenzen haben sich jeweils daraus ergeben, dass eine Anzahl Sektionen unter »Koordination« lediglich das Thema »Reform des Bildungswesens« verstanden hat (Gleichwertigkeit der Diplome und Examina, Studiendauer etc.); demgegenüber bezieht eine andere Tendenz die für den VSS kaum lösbare Frage der Koordination im Bereich der Baukonzeption gleicherweise mit ein.

Nicht weniger streben die Meinungen über dem Thema

Cogestion (Mitspracherecht)

auseinander. Da allein schon die theoretische Definition nur des Begriffs und seines Bedeutungsinhaltes bis jetzt unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet hat, ersucht der Kongress die Sektionen, auch in dieser Hinsicht bis zur a. o. GV Klarheit zu schaffen.

Schliesslich ist neben dem Bestreben, im Sommer ein »nationales Kolloquium über das höhere Bildungswesen« durchzuführen, noch der Auftrag an den Vorstand festzuhalten, sich für eine vermehrte Stipendienhilfe an postgraduierten einzusetzen.

Im Sektor

Internationales

präsentiert sich ein ähnliches Bild: Es darf nicht bleiben, wie es ist - der Frühling soll's ändern. Einstimmig wurde eine von der Ur Zürich eingereichte Motion angenommen, welche die »Kommission Internationales« ersucht, in einem der a. o. GV vorzulegenden Bericht die bisherige Grundhaltung neu zu überprüfen und »insbesondere die Möglichkeiten und die Wirksamkeit einer aktiven Neutralität des VSS auf internationaler Ebene abzuklären«. Die Einstimmigkeit bezeugt, wie wenig die Sektionen gewillt sind, dem erlebten »Resolutionschlamassel länger zuzusehen.

Die Motion über die Entsendung einer Delegation an den 9. Kongress des kommunistischen Weltstudentenverbandes »JUS«, um dort umfassende Informationen über die JUS zu sammeln und die Möglichkeit einer Zusammenarbeit zu prüfen, stiess auf einigen Widerstand. Allein, vor seiner eigenen Sache sicher ist, sollte den Kontakt, mit wem er auch immer sei, nicht scheuen.

Grosse Bedeutung werden an der Frühlings-GV die

Finanzen und die Frage der Strukturreform des VSS

haben. Zu einem wesentlichen Teil bezeichnet die Tendenz zur Strukturreform den Willen, den VSS-Vorstand künftig aus vollamtlich beschäftigten und entsprechend entlohnten Mitgliedern zusammenzusetzen.

Die Behandlung der beiden Bereiche durch die Sektionen erinnert an die berühmte Frage, wer zuerst sei, das Huhn oder das Ei:

Soll die Finanzierung des ordentlichen Haushaltes durch bekannte Einnahmen erfolgen oder bestimmt umgekehrt

- horribile dictu - die Höhe der Ausgaben die zu budgetierenden Einnahmen? Und:

Soll die effektiv zu leistende Arbeit über die Vollamtlichkeit des VSS-Vorstandes entscheiden, oder hat die a priori für gut befundene Umstrukturierung erst nachträglich die eigentliche Arbeitsfülle festzulegen?

Eines ist sicher: Der VSS-Vorstand in seiner gegenwärtigen Strukturierung mit einem vollamtlichen Präsidenten und sechs Mini-Profis ist nicht mehr tragbar. Die a. o. GV wird hier einschneidende Änderungen vornehmen müssen, und die Sektionen werden nicht darum herum kommen, über kurz oder lang in den im Grunde gar nicht so sauren Apfel einer Beitragserhöhung an den VSS zu beissen.

Die Wahlen

haben einmal mehr zu wohl turbulenten Szenen und unerhörtem Zeitverschleiss, am Kongress selber aber zu keinen Resultaten geführt. Auch die um eine Woche vertagte und dann in Bern wieder aufgenommene Versammlung war ausserstande, sich auf einen handlungsfähigen Vorstand zu einigen. Erst auf dem Korrespondenzweg war man schliesslich erfolgreich. Möge es stimmen, dass unter besonderen Schmerzen geborene Kinder besonders schön zu werden pflegen. ...

Gewählt wurden:

Präsident: Eugen Haag, St. Gallen
Vizepräsident: Felix Goldinger, Fribourg
VPI: Bernard Kündig, Genf
VPU: Bettina Plattner, Basel
Quästor: Ernst Burri, St. Gallen

Zur Psychologie des VSS

»Der VSS - das sind die Sektionen!« ist ein oft gehörtes Wort, obgleich es nur eine halbe Wahrheit ausdrückt. Denn eine gut funktionierende, florierende lokale Studentenschaft, die wenig Interesse am Landesverband bekundet - das ist weiss Gott ebenso leicht auszuenden wie das andere: die »Liebe« einer unsicheren, kraftlosen Sektion zum VSS. So einfach lassen die Attribute sich nicht von den Sektionen auf den VSS übertragen. Entscheidend bleibt der positive Wille zum VSS, das bisschen Verzicht auf allzuviel sacro egoismo locale.

Wir Uni-Zürcher wollen ein eindeutiges Ja sagen zum VSS; ein Ja aber zu jenem Verband, der die Aufgaben übernimmt und erfüllt, die ihm zustehen und den Rahmen seiner Möglichkeiten nicht sprengen.

Auch darf der VSS nicht Sache von vielleicht gut einem Dutzend ewig »interessierten« sein. Er ist in einem weitesten Sinn Sache der Schweizer Studentenschaft: mit ihrem Interesse an den nationalen Aufgaben des Landesverbandes, mit dem Gefühl aber auch, dass so etwas wie eine schweizerische Studentenschaft, durch Status, Ziele u. a. verbunden, wirklich existiert, steht und fällt der VSS, wenn er mehr sein will als eine blosse Farce.

Jedes Land hat den nationalen Studentenverband, den seine Studenten verdienen. Enttäuscht vom VSS ist lediglich, wer sich Illusionen macht über seine realen Möglichkeiten. Wir müssen lernen, unsere Anforderungen den Gegebenheiten anzupassen. Weder Strukturreform noch eine ganze Anzahl a. o. GVs mit dem Auftrag, die offenen Probleme zu lösen, werden über eine Tatsache hinwegtäuschen können, dass mindestens ein guter Teil der sog. Grundsatzdifferenzen solche der Weltanschauung sind.

Die Mehrzahl der sog. Sachfragen wird die ideologische Verstrickung und Begründung nicht los, die einen mehr, die anderen weniger. Da hilft nur eines: ein gerüttelt Mass an Flexibilität zum einen, die illusionslose, nichts vermittelnde Einsicht in eben diese Realität zum andern. Wer vom VSS verlangt, dass er über seinen eigenen Schatten springe, ist schlecht beraten. Wenn, wie dies geschehen ist, Sektionen gleichsam in den Sandalen des prinzipiellen Vermittlers nach La Chaux-de-Fonds kommen, bar jeder realistischen Beurteilung der Lage, so schaffen sie neben Gutem leider auch einige Verwirrung, und gerne rief man ihnen zu: »Alice, du bist nicht im Wunderland!«

Zurück zum Kongress: Es war eine gleich zu Beginn vertagte und dennoch 3 Tage tagende Versammlung; was sie erreichte, ist ein allgemeines Hoffen auf den Frühling. Statt eines abschliessenden Urteils sagen wir besser: abwarten. Der KStR

Um ein Programm der Studentenschaft

Die sogenannte Demokratisierung der Studien und das Problem des studentischen Mitspracherechts gehören neben dem Fragenkomplex der Hochschulkoordination zu den dringlichsten und gleichzeitig umstrittensten Themen, die die Studentenschaften auf lokaler wie nationaler Ebene gegenwärtig bewegen.

Die vorliegende Stellungnahme unserer Genfer Kommissionsmitglieder erfolgt auf Einladung durch den KStR. Es ist der Versuch, die Diskussion auf eine breitere Ebene zu stellen.

Der Abdruck der Genfer Stellungnahme will verstanden sein als ein Beitrag zur sogenannten Information. Diese erscheint - mit Recht - als immer kräftigeres Postulat, als immer dringender notwendig. Allein, die Forderung ist schneller erhoben als erfüllt. Ein leichtes ist es zwar, etwa den Mitgliedern des

Grossen Studentenrates jede Menge von Informationsblättern zuzustellen oder im »za« Seite um Seite mit Fragen der Studentenschaft zu füllen. Zur sinnvollen Information aber gehört neben den »gebenden Teil« immer auch ein empfangender. Wen aber interessiert's?

Was nützen die Beschwörungen in der Pose des Festredners, die Probleme gingen uns alle an, uns 6500 Studenten der Uni Zürich, die wir endlich doch unserer Verantwortung eingedenk werden sollen, wie das in einer Demokratie nötig sei...

Man könnte das immer wieder sagen - und wir tun es. Bestehen aber bleibt, dass Studentenschaft immer wieder an Schattenboxen gemahnt, dass zumal wirkliche Information oft Sisypusarbeit ist. Wenn der Stein nur hier und da über den stellen Felsen des Desinteresses gewälzt werden kann, so ist schon einiges erreicht. Der KStR hofft, dass es für den vorliegenden Artikel der Fall sei.

Der KStR

Die Entwicklung von Gesellschaft und Universität

Die Gesellschaftsordnung in der Schweiz wie auch die anderer europäischer Länder macht seit ungefähr 20 Jahren eine strukturelle Veränderung durch, in der Hauptsache gekennzeichnet durch den Bevölkerungszuwachs, die riesige wirtschaftliche Expansion und die Industrialisierung. Diese Erscheinungen ziehen einmal eine allgemeine Erhöhung des Lebensstandards nach sich, dann auch eine wachsende Bedeutung des Staats, welcher sich dadurch mehr und mehr zur Intervention veranlasst sieht. So z.B. in bezug auf die Lenkung der wirtschaftlichen Entwicklung, Massnahmen zur Bodenpolitik, Ausbau des Unterrichtswesens, kurz, wenn es sich darum handelt, die öffentlichen Interessen zu wahren und zu fördern.

Die Notwendigkeit, das wirtschaftliche Niveau der Schweiz auf seiner Höhe zu halten und das Land zu modernisieren, verlangt bedeutend vermehrte Anstrengungen auf den Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, des Unterrichts an Universitäten und technischen Hochschulen, des Unterrichtswesens im allgemeinen. Denn ein Land vergrössert sein wirtschaftliches Potential im Verhältnis zu seiner Investition in die Erziehung.

Es genügt demnach nicht, diese Entwicklung nur in quantitativer Hinsicht zu betrachten, vielmehr muss sie auch qualitativ beurteilt und den sozialen Anforderungen gerecht werden. Wir sehen uns also vor der Notwendigkeit, nicht nur die hochqualifizierten Kader zu erweitern, sondern auch junge Leute aus bisher weniger begünstigten Bevölkerungsschichten zu berücksichtigen: Wir stehen damit vor dem Problem einer Demokratisierung des Hochschulstudiums.

Die Demokratisierung des Studiums

In grossen Zügen können wir diese in folgende Gebiete einteilen: 1. Probleme des Unterrichts, 2. Probleme der Entwicklung, 3. Finanzielle Probleme.

Die Demokratisierung des Studiums bedeutet nicht nur eine Vergrösserung der Zahl der Studierenden an und für sich, sondern auch die Gleichberechtigung für jeden zu einem Hochschulstudium Zugang zu haben. Tatsächlich repräsentiert die Zusammensetzung der Hochschulabsolventen nämlich keineswegs jene der Gesamtbevölkerung. Die folgenden Zahlen zeigen dies deutlich.

Schweizer Bevölkerung	Studenten Gesamtgemischtes Bevölkerung	Beruf des Vaters	Erwerbungsstufe
	35%	19%	Selbständig Erwerbende
	54%	21%	Angestellte
	6%	51%	Arbeiter
	4%	9%	Bauern und andere

Es gilt also, die verschiedenen Faktoren zu untersuchen, die für einen so schwachen Prozentsatz von Studenten aus Arbeiterfamilien verantwortlich sind.

1. Sozio-kulturelle Hindernisse und Reform des Unterrichtswesens

Unserer Ansicht nach liegt das Haupthindernis zu einer wirklichen Demokratisierung des Hochschulwesens im Inhalt und in den Methoden des Unterrichts, sowohl in der Universität als auch im voruniversitären Bereich.

Tatsächlich ist dieser Inhalt im allgemeinen nach der kulturellen Tradition der letzten Jahrhunderte orientiert, auf welche dann die neuen Elemente wissenschaftlicher und technischer Erwerbscharaktere aufgepfropft worden sind. Gegenwärtig stellen wir eine »Atomisierung« des Lehrplans fest (scharfe Trennung zwischen den verschiedenen Fachgebieten), und dieser wird dazu immer umfangreicher. Die neuen Elemente haben das bestehende System nicht grundsätzlich verändert, sondern es nur mit Widersprüchen übersät (Nebeneinander von Techno-

kratie und Traditionalismus). Was die gegenwärtige Krise des Unterrichtswesens charakterisiert, ist die Stagnation der Arbeitsmethoden: Individualismus und Wettbewerb zwischen den Schülern sind Ausgangsbasis der Arbeit in den Schulen. Schriftliches Festhalten jedes vom Lehrer gesprochenen Wortes, ermüdende Übungen, Auftragsmethode und Auswendiglernen bilden immer noch das wesentliche Element des Unterrichts, und dies auf Kosten von Gruppenarbeit, Zusammenarbeit zwischen Schülern, Meinungsaustausch zwischen Schüler und Lehrer, von Verbindung von Theorie und Praxis, von Entfaltung der speziellen Fähigkeiten der Schüler.

Die Reaktion auf diesen Stand der Dinge ist mannigfaltig: Mangel an Organisation, fehlende Einheit zwischen den Fächern und der Mangel an Interesse überhaupt bewirken, dass Schüler aus minderbemittelten Bevölkerungsschichten es vorziehen, ihre Schulzeit frühzeitig abzubrechen, um sich einer mehr praktischen Tätigkeit zuzuwenden, indem sie direkt einen Beruf ergreifen, eine Lehre oder eine technische Schule absolvieren.

Diese Tendenz zum Praktischen hat ihren Grund zum Teil in finanziellen Hindernissen, zum Teil aber auch darin, dass sich die Betroffenen im bestehenden Schulsystem nicht wohlfühlen und ihre Familie nicht bereit ist, über die Mängel der Schule hinwegzusehen. Andererseits sind mehr oder weniger gerechtfertigte Vorurteile, die den Studenten zu einem Wesen für sich stempeln, zu einem unbekümmerten Nutzniesser oder gar Parasiten, ebenso wichtige Motive, ihn vom Besuch einer Hochschule fernzuhalten.

Um dieser Situation abzuhelfen, müsste man nach unserer Ansicht das Orientierungssystem auf allen Unterrichtsstufen verallgemeinern, die scharfe Trennung zwischen den einzelnen Fachgebieten aufzuheben versuchen (polyvalente Universitätsgruppen) und neue Arbeitsmethoden einführen.

Die Universität müsste sich nach aussen öffnen, Verbindungen schaffen mit den Berufstätigen, indem sie mit diesen zusammen Seminare, Arbeitsplätze und praktische Arbeiten organisiert. Es müsste versucht werden, aus der Universität ein Fortbildungszentrum zu machen und ein homogenes Unterrichtssystem zu schaffen, von der Primarschule bis zur Universität.

2. Das Problem der Oertlichkeiten

Es ist klar, dass zur Realisation einer Demokratisierung der Ausbildung eine genügende Anzahl von Unterrichtsstätten notwendig wird, um die stets wachsende Zahl von Schülern und Studenten aufnehmen zu können. Das Problem der Entwicklung der Universitäten wird im folgenden Kapitel behandelt werden. (Es wird in einer späteren Nummer des »ZS« erscheinen. Die Red.) Es sei nur kurz darauf hingewiesen, dass unserer Ansicht nach, was die Entwicklung des Mittelschulunterrichts betrifft, die Schulen in der Schweiz besser verteilt werden sollten (Dezentralisation), um allen Schweizern die Möglichkeit der Mittelschulbildung zu geben (weit entfernte Schulgebäude bilden oft ein Hindernis für den Schulbesuch von Kindern aus weniger bemittelten Bevölkerungsschichten).

3. Finanzielle Probleme

Selbstverständlich spielt das »Nichtbedienen« eine Rolle bei der Tatsache, dass Studenten aus dem Arbeitsmilieu die Universität nicht besuchen. Zudem machen Arbeiterfamilien nicht gern Gebrauch von den existierenden Leih- und Stipendienwesen, welche die Finanzierung des Studiums ihrer Kinder sichern würde; der Beigeschmack von Wohlthätigkeit und Unsicherheit, der diesen Systemen anhaftet, kann dies

erklären. Die meisten schweizerischen Kantone kennen das Stipendienwesen (in welchem das Stipendium nur auf Verlangen ausgestellt wird). Der Kanton Genf wird nun nächstens das System einer automatischen Unterstützung einführen, welche auf Grund einer Ueberprüfung der finanziellen Situation der Eltern ausgerichtet wird. Diese den Eltern ausgezahlte Unterstützung wird sich während der Mittelschule auf monatlich 125 Fr. bis maximal 200 Fr. belaufen, während des Hochschulstudiums auf 300 Fr. Darüber hinaus kann in gewissen Fällen eine Zusatzunterstützung von 100 Fr. entrichtet werden.

Lehrlinge werden nicht berührt von diesem Gesetz, desgleichen ausländische Studenten. Dieses System hebt durch seine Automatik den alten Beigeschmack von Wohlthätigkeit der Stipendien auf und räumt das psychologische Hindernis einer »Bittschrift« aus dem Weg. Dies bedeutet einen ersten Schritt zur Demokratisierung des Studiums (der finanzielle und der psychologische Aspekt wurde dabei berücksichtigt).

Anlässlich ihrer letzten GV nahm die Sektion Genf eine Motion an, in welcher verlangt wird, dass die Festlegung eines allgemeinen Salärs für jeden sich in einer Berufsausbildung Befindenden einer Prüfung unterzogen werde; desgleichen alle damit verbundenen Probleme wie auch die Möglichkeiten einer Finanzierung.

Die Motion führt genauer aus, dass das neue Gesetz der automatischen Unterstützung, wenn es auch gewisse finanzielle Hindernisse beseitigt und den Wohlthätigkeitscharakter eines Stipendiums eliminiert, trotzdem noch nicht die wahren Probleme einer Studierendemokratisierung lösen würde, da dadurch ja die gesellschaftliche Stellung des Studenten in keiner Weise verändert würde. Man war dabei der Ansicht, dass nur ein Salär, das dem Studenten direkt und auf Grund seiner Arbeit ausgehändigt wird, die Situation verändert und ihn als Arbeitenden auf gleiche Ebene mit anderen Arbeitnehmern stellt, ihn in die Gemeinschaft des Volkes eingliedert. Die Notwendigkeit spezieller Institutionen wie Universitätsrestaurants, Cité universitaire usw. würden dabei wegfallen. Die Motion unterstrich gleicherweise folgendes

Realistischer Idealismus

Einen ersten Zürcher Kommentar zu den Ausführungen Gens gibt Jürg Marti, der als ehemaliger Vizepräsident des VSS als einer der fundiertesten Experten in diesen Fragen gelten darf.

Im vorstehenden Artikel gibt die Studentenschaft der Universität Genf ihre Meinung zu verschiedenen aktuellen Fragen des schweizerischen Hochschulwesens, so vor allem über die Erweiterung des Zugangs zum Studium (démocratisation des études) und über das Mitbestimmungs- und Mitverwaltungsrecht der Studenten an der Universitätsverwaltung (cogestion) bekannt. Da darin in verschiedenem Zusammenhang die Rolle des Studenten und sein Verhältnis zur Gesellschaft angedeutet werden, seien einige Gedanken zu diesem Thema angeführt, die sich auch auf die Bedeutung der offiziellen Studentenschaft beziehen.

Wir sind uns wohl alle darüber einig, dass die Qualität des Bildungswesens und insbesondere des Hochschulwesens für die Entwicklung eines Landes von entscheidender Bedeutung ist. So selbstverständlich uns das auch erscheinen mag, so ist doch unverkennbar, dass diese Tatsache noch nicht ins Bewusstsein weiter Bevölkerungskreise eingedrungen ist. Die alarmierenden Ergebnisse der beiden vergangenen Abstimmungen über Universitätsvorlagen im Kanton Zürich haben das deutlich zum Ausdruck gebracht. Die Hochschule gilt vielerorts immer noch als Tummelplatz einiger Privilegierter, und

für eine Demokratisierung:

Eine Veränderung von Struktur und Inhalt des Unterrichts, die eine Teilnahme und aktive Arbeit von seiten der Studenten erlaubt.

Die Beseitigung der hierarchischen Abstufung zwischen manuelle und intellektueller Arbeit (was Lehrling und Student auf gleiche Ebene stellen müsste).

Ein Salär für jeden, der in einer Berufsausbildung steht.

Das Mitspracherecht

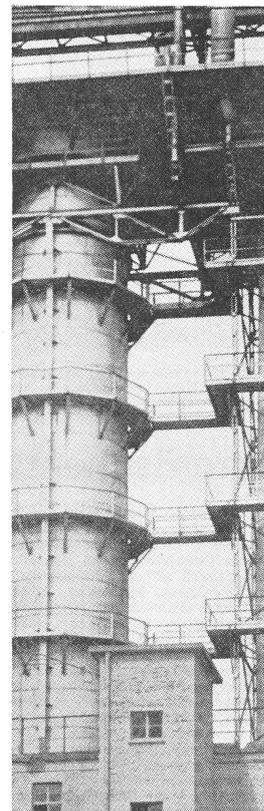
Das Mitspracherecht bedeutet die Teilnahme der Studenten an der Ausarbeitung des Unterrichtswesens und an der Verwaltung der Universität. Die Studenten sollten informiert sein über ihren Beruf und Vorschläge machen können. In den Fakultäten heisst das, dass die Studenten an den Aenderungen am Unterrichtswesen teilnehmen und mit den vorzunehmenden Arbeiten und Entscheidungen vertraut sind. Das Mitspracherecht auf der Hochschulstufe bedeutet die Teilnahme von Delegierten der Studentenschaft Genf oder der Fakultätsverbände an Problemen, die Entwicklung, Finanzierung, Strukturformen usw. betreffen (im Falle Gens verlangt die Sektion Genf die Teilnahme der Studenten an den planenden und verwaltenden Kommissionen).

Das Gespräch zwischen Professoren und Studenten setzt gründliche Information und Autonomie beider Seiten voraus; je mehr dabei die beidseitigen Ansichten übereinstimmen, desto mehr muss dieses Gespräch auf konkrete Entschiede im Sinne einer Veränderung der Arbeitsbedingungen an der Universität hinauslaufen. Das Mitspracherecht kann die internen Grenzen der Universität überschreiten und bis zur Teilnahme der Studenten an der Ausarbeitung der Universitätspolitik und des Unterrichtswesens überhaupt reichen, auf kantonalen oder nationaler Basis.

Die Teilnahme der Studenten muss als Ausdruck ihres aktiven Gewissens verstanden werden, bei Problemen, die ihren zukünftigen Beruf und damit auch ihre Bildung berühren. Denn die Zusammenarbeit von Professoren und Studenten zur Lösung von Unterrichtsproblemen ist Voraussetzung, um zu einer gültigen und demokratischen Reform zu gelangen.

AGE Genf

(Übersetzung C. Rust)



Moderne Universität - moderne Wirtschaft

Realität beibehält und diese Momente in die eigenen Forderungen einbezieht. Das sind unabdingbare Voraussetzungen dafür, dass man von den massgebenden Kreisen ernst genommen und als ebenbürtiger Gesprächspartner anerkannt wird. Mit allzu grossem Idealismus läuft man Gefahr, als Phantast hingestellt zu werden und dadurch gar nichts zu erreichen. Das dürfte kaum im Interesse der Sache liegen.

Erweiterung des Zugangs zum Studium (Démocratisation des études)

Die Studentenschaft der Universität Genf betrachtete bis vor kurzem das »examen automatique« (automatische Berechtigungsprüfung für Stipendien) und seit Beginn dieses Monats nur noch das Studienhonorar (salaire) als Voraussetzung für eine wirkliche Demokratisierung der Studien. Unsere Stipendensysteme scheinen dafür untauglich zu sein. Als Hauptgrund gegen die herkömmlichen Studienbeiträge wird angeführt, dass die Bewerbung um ein Stipendium für viele ein psychologisches Hindernis bedeute. Das traf früher sicherlich zu. Die Stipendienansätze haben in den meisten Kantonen in den letzten Jahren jedoch Höhen erreicht, die ihnen den Almosencharakter genommen haben. Wohl könnte eine bessere Aufklärung noch bedeutende falsche Vorstellungen über die Natur des Stipendiums beseitigen. Man muss sich jedoch unter diesen Umständen fragen, ob es für einen Studenten wirklich unzumutbar ist, wenn man von ihm den ersten Schritt erwartet, um in den Genuss einer Beihilfe zu gelangen. Die Forderung nach dem Studienhonorar erscheint uns mehr als einem Grund unverständlich. Wenn man sich vorstellt, wie viele dann in den Genuss von staatlichen Mitteln kämen, die gar nicht darauf angewiesen sind, dass diese zusätzlichen Mittel wieder durch höhere Steuern beschafft werden müssten, drängt sich das Wort Leerlauf unwillkürlich auf. Im Übrigen ist es nicht wenig erstaunlich, dass die Studentenschaft in Genf anderthalb Monate, nachdem die Stimmbürger die grosszügige Vorlage über das »examen automatique« angenommen hatten, mit der Erklärung vor die Öffentlichkeit tritt, dass diese Lösung keinen grundlegenden Fortschritt darstellt und dass die Einführung des Studienhonorars eine befriedigende Lösung biete. So sind denn auch in Genf schon Stimmen laut geworden, die daran erinnern, dass man sich das Vertrauen der Bevölkerung bewahren sollte.

Wenn auch die finanziellen Probleme in der Frage der Erweiterung des Zugangs zum Studium unverkennbar eine

Fortsetzung auf S. 11

Kritik an der Geschäftsführung des Kleinen Studentenrates

Das Malaise der Studentenschaft

Zur GV des Grossen Studentenrates: Ruedi Bautz erläutert seine Motionen

Wir beklagen uns immer wieder, dass die Wahlen in gewissen Volksdemokratien eine Farce sind. Der gleiche Zustand ausgehöhlter demokratischer Formen ist uns von den klassischen Diktaturen her bekannt. Die Mitwirkung der »Volksvertreter« an der Regierung erschöpft sich darin, die Taten des Präsidenten zu akklamieren. Der ganze Parlamentarismus ist eine adrette Fassade, hinter der sich handfeste Interessen und Ideologien verborgen.

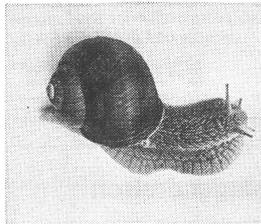
In den einen Ländern ist es die Crème eines Staatsapparats, in andern sind es die Träger alter Familiennamen oder die Inhaber hoher Titel in Kirche und Militär; die sich hinter scheinparlamentarischer Fassade verborgen. Es können aber auch die Spitzen einer Verwaltungsbürokratie sein, die das System, worin sie wirken, loben (jeder Ochse rühmt seinen Stall) und daher zu Apologeten eines internen Immobilismus werden. Dynamismus könnte ihr System ins Rutschen bringen.

Nun ist aber im Laufe der geschichtlichen Entwicklung die Demokratie zu

Studentenfunktionär ist heute kleinteilig geworden angesichts der grossen studentischen Probleme, die auf ihn zurollen. Aber so frage ich: Ist die Studentenschaft nicht kompetent in Fragen, die den Studenten persönlich betreffen? Ist sie nicht kompetent in Fragen der Studienordnung, der Modernisierung der Studieneinrichtungen; in der Frage der überfüllten Hörsäle, des Testatwesens, der Studiengebühren?

Ist sie nicht kompetent für Lehrmethoden, Studentenberatung, Prüfungsverfahren? Und wenn sie nicht kompetent ist, weil ihre Vertreter über zu wenig Sachwissen verfügen, so haben sich ihre Vertreter das Sachwissen aneignen; ihnen ist es aufgetragen, die Anliegen des Studenten aufzunehmen. Sie haben sich um vieles zu kümmern, sei es um Trambillette, Theaterintritte oder Buchpreise, aber auch um die Reform des Hochschulwesens. Der Hinweis auf Leute, die an andern Stellen entscheiden, ist ihnen schaler Vorwand für ihren Immobilismus, für ihr Nichtstun.

Nun aber macht die rapide Aenderung der Verhältnisse heute nicht Halt aus Respekt vor inaktiven Studentenfunktionären. Der Zustrom von Studenten an die Universität wächst und wächst. Bereits sind über 6000 Studenten an der Universität, und die absolute jährliche Zuwachsrate beträgt rund 10%. Wenn wir namhaften Prognosen glauben dürfen, so werden im Wintersemester 1970/71 über 8500 Studierende an der Universität sein. Die Planung der Zürcher Universitätserweiterungen richtet sich nach einer Studentenzahl von 10 000. Dieser Pfadfindung dürfte im Jahre 1975 erreicht sein. Wenn wir Glück haben, ist zu diesem Zeitpunkt ein Fünftel der Universitätserweiterung ausgeführt. Dabei ist das delikate Problem der Volksabstimmung noch nicht gelöst. Vor drei Semestern habe ich einem Studentenschaftsvertreter den Vorschlag einer Public-Relations-Kommission gemacht und seither oft wiederholt. Langsam, sehr langsam ringt sich die Studentenschaft dazu durch. Inzwischen aber ist der Bestand der Studenten wieder um 1000 angewachsen.



und läuft ...

In zwei bis drei Jahren wird das Universitätsproblem im Kanton Zürich zu einem Politikum ersten Ranges heranwachsen. Restriktive Massnahmen sind schon von verschiedenen Seiten angefordert worden. Soll es geschehen, dass die Entscheide an andern Stellen über die Köpfe der Studenten hinweg gefasst werden?

Damit sich die Studentenschaft aufrafft und die Möglichkeit sucht, an entscheidender Stelle die Anliegen der Studenten vorzutragen, habe ich eine Motion verfasst, die der Grosse Studentenrat in seiner Sitzung vom 23. Februar materiell behandeln soll:

Motion »Mitspracherecht der Studenten«

In Anbetracht der Tatsache,

dass die Universitätsordnung vom 11. März 1920 eine Form der Cogestion auf Fakultäts- und Universitätsstufe vorsieht (§87); die Ausschüsse sollen in allen Angelegenheiten der Studienpläne und Prüfungsreglemente von den Universitätsorganen begrusst werden. Sie besitzen das Recht der Antragstellung in diesen Gebieten;

dass diese gesetzlich verankerte Möglichkeit praktisch nie wahrgenommen wird;

dass im jetzigen Zeitpunkt der Diskussion über die Strukturreform der Universität sich eine dauernde gegenseitige Information und Zusammen-

arbeit zwischen Dozenten und Studenten aufdrängt;

dass der VSS die Sektionen aufgefordert hat, das Mitspracherecht der Studenten (Cogestion) auf lokaler Ebene voranzutreiben, und dass die Ethik Zürich die entsprechende Motion am Jahreskongress in Zug angenommen hat,

beschliesst der GSIR vom 23. Februar 1967, den KSIR zu beauftragen,

energische Schritte bei den zuständigen Behörden zu unternehmen, um der Studentenschaft zwei Sitze im Senat der Universität einzuräumen;

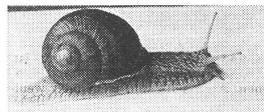
regelmässige Kontakte der Studentenschaft mit dem Rektorat und der Erziehungsdirektion zu organisieren;

dem GSIR unaufgefordert an der konstituierenden Sitzung im SS 67 in dieser Angelegenheit Bericht zu erstatten.

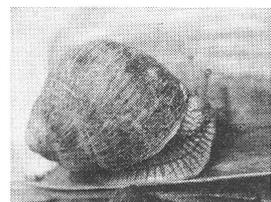
Eingereicht durch Ruedi Bautz, phil. I Zürich, den 13. 2. 67

Diese Motion ist im Klima der Passivität selbstverständlich auf heftigen Widerstand gestossen. Sie hat die schlafenden Studentenschaftsgemüter aufgeschreckt und mir bereits Beschimpfungen und Intrigen eingetragen.

Doch glaube ich, meiner Pflicht als Studentenvertreter nachzukommen, wenn ich diese Motion einreiche, die ich auf Anregung von Studierenden gemacht habe. Diese Motion scheidet sehr viele delikate Probleme an. Es ist deshalb vorgeschlagen worden, an einem Seminar der Studentenschaft ausgiebig darüber zu diskutieren. Dies würde ich begrüssen; nur müsste der Zeitpunkt eines solchen Seminars festgesetzt werden, damit diese Probleme überhaupt zur Sprache kommen und nicht auf eine ferne Zukunft hin verschoben werden. Gerade die Diskussion um die Motion, hoffe ich, wird fruchtbar sein im Hinblick auf ein künftiges Gespräch zwischen Studenten und ent-



und läuft ...



Eine Schnecke: Sie läuft ...

einem hohen Wert geworden. Eine der wichtigsten Aufgaben der Demokratie ist wohl, das gesellschaftliche Gefüge dynamisch zu erhalten; in einer sich verändernden Welt verschafft sie den vielen sich verändernden Bewusstseinslagen Geltung. So wird eine Anpassung des menschlichen Gemeinschaftslebens an die Welt erreicht.

Dass der demokratische Gedanke derart hohen Wert besitzt, trübt den Glanz der Herrschaft der Immobilien. Doch als Glück im Unglück wurde die Möglichkeit der symbolischen Demokratie, der theatralisch inszenierten Demokratie entdeckt: ein hübsches Mäntelchen zur Tarnung der Tatsache, dass faktisch nur ein kleiner Kreis von Personen zu bestimmen hat.

All die Parlamente, Volksvertretungen, Bürgerräte, Arbeitsräte, die ich bei obiger Schilderung im Auge hatte, sind Dekoration und folkloristisches Spiel zum Lob der Demokratie, während ein kleiner Klub Eingeweihter recht undemokratisch die Beschlüsse fasst.

Der Grosse Studentenrat der Universität Zürich ist Dekoration und folkloristisches Spiel zum Lobe der Demokratie, während ein kleiner Klub Eingeweihter, der Kleine Studentenrat und seine Freunde, recht undemokratisch die Beschlüsse fasst.

Eine Konsequenz ist, dass dadurch die Studentenschaft nicht die Möglichkeit hat, an entscheidender Stelle die Anliegen des Studenten in konstruktiver Weise vorzutragen. Dazu ist die Studentenschaft erstens für die Gesamtheit der Studenten nicht repräsentativ genug, und zweitens hat sie bisher keinen derartigen Auftrag bekommen. Eine weitere Konsequenz ist, dass die Studierenden an der Studentenschaft äusserst geringen Anteil nehmen, weil diese Einrichtung auf Universitätsstufe unbekannt ist und keine Aufgabe hat, welche die Interessen vieler Studenten tangieren. Die Mehrzahl der Studierenden merkt erst nach einigen Semestern, dass es überhaupt eine Studentenschaft gibt.

Es gibt immer wieder Organisationen, deren einzige Aufgabe nur noch darin besteht, sich am Leben zu erhalten. Die Studentenschaft ist heute (abgesehen von wenigen Ausnahmen) eine solche Organisation. Sinn und Zweck der Studentenschaft ist es heute, Studentenfunktionäre zu suchen, die den bestehenden administrativen Apparat besetzen. Im übrigen aber verharret sie im Immobilismus und Reaktivismus: Vorstösse aktiver Studententerverter werden mit lauter Abwehr und Intrige beantwortet.

Unter den Vertretern der Studentenschaft kursiert ein Mowodort, das da lautet: »Dafür sind wir nicht zuständig, dafür gibt es kompetentere Leute, die entscheiden an anderen Stellen.« Der

Hochschule – Stiefkind des Bundes?

xa – In der Märzsession 1966 hat das eidgenössische Parlament einen Kredit von insgesamt 444 Mio. Fr. für den Ausbau der ETH und angeschlossener Anstalten gewährt. Der für schweizerische Verhältnisse recht grosse Kredit sollte, wie in der Vorlage bemerkt wurde, innerhalb von 5 bis 7 Jahren, je nach Kapazität des Baugewerbes und je nach Finanzlage des Bundes, zur effektiven Verbaueung freigegeben werden. Für das Jahr 1967 hatten die verantwortlichen Leute des Schulrats und der Bauinspektion V, die mit der Ausführung der Bauten betraut wurde, mit einer Kredittranche in der Höhe von 49,8 Mio. Fr. gerechnet. Diese wurde nun im Zuge der Sparmassnahmen des Bundes um fast die Hälfte, nämlich auf 28,9 Mio. Fr., gekürzt.

Damit wurde die gesamte Bauplanung der Bauinspektion V über den Haufen geworfen. Nur allerdinglichste



und läuft ...

Bauten können im laufenden Jahre begonnen oder weitergeführt werden. »Bei solcher Willkür kann man nicht planen«, meinte Herr Maag von der Koordinationsstelle. »Wir brauchen einen verbindlichen Kreditplan des Bundes«, verlangt Herr Hanhart von der Bauinspektion. »Wir können sonst keine rationale Bauausführung gewährleisten. Sinnlose Verteuerungen sind unumgänglich.«

Auch Schulrats- und Rektoratskanzlei haben umzuplanen. Dringend benötigte Forschungsinstitute, Hörsäle und Praktikumsgebäude werden in jenem Zeitpunkt, in dem man mit ihnen gerechnet hatte, nicht vorhanden sein. Weitere dringende Ausbauprojekte der ETH, die in einer zweiten Botschaft, welche noch dieses Jahr vor die Räte gelangen soll, vorgesehen sind, werden wahrscheinlich im Jahre verschoben, sofern der Bund in den nächsten Jahren nicht wesentlich mehr Geld zur Verfügung stellen kann.

Es stellt sich beim Schulrat die Frage: Wohin mit überzähligen Professoren, Doktoranden und Studenten? – Auf die Strasse?

Ueberraschend für Aussenstehende erklärte letzthin Bundesrat Tschudi in einem Vortrag in Lausanne, das Projekt des Isochron-Ringbeschleunigers in Villigen sei gefährdet und bei seiner Fertigstellung schon längst veraltet, sofern der Bund nicht sofort wesentlich mehr Gelder zur raschen Verwirklichung freimachen könne. Bekanntlich sind für den Bau des Beschleunigers im Rahmen der 444 Mio. Fr. nicht weniger als 92,5 Mio. Fr. bewilligt. Zur Zeit stellt ein Team von mehr als 50 Professoren und technischen Fachleuten die exakten Daten für die endgültige Konstruktion bereit. Sorgfältige Prüfungen haben ergeben, dass für den nachherigen Betrieb des Beschleunigers mit jährlichen Betriebskosten in der Höhe von 20 Mio. Fr. gerechnet werden müssen. Zudem planen die am CERN beteiligten Staaten den Bau eines weit grösseren Beschleunigers, an dem sich auch die Schweiz finanziell zu beteiligen hat. Es

wird deshalb nun vom Bundesrat ein Grundsatzentscheid erwartet.

Neben der Schaffung einer allgemeinen Prioritätsordnung für die enormen öffentlichen Aufgaben und neben Realismus in der Aufstellung von Postulaten auf dem Gebiete der Wissenschaftspolitik verlangte Bundesrat Tschudi in seiner Ansprache auch eine neuorientierte Fiskalpolitik, die nicht durch Engstirnigkeit die Zukunftsaussichten der Jugend beeinträchtigt, sondern sie weitsichtig im Rahmen des Möglichen fördert. In diesem Sinne müsse eine für unser Land finanziell tragbare und wissenschaftlich vorteilhafte Lösung gesucht werden.

Unzweideutige Prioritätsordnung des Parlaments

Bundesrat und Parlament haben in der Dezembersession eine Prioritätsordnung dargelegt, die man nur gewohnheitshalber als »Ordnung« bezeichnen kann. Es galt zu bremsen, zu bremsen, dass es krachte, und, zugegeben auch auf dem eidgenössischen Bausektor recht laut, aber ungefährlich für ein zu erneuertes Mandat. Die Nationalstrassen, zur Zeit finanzmässig die grösste Bauaufgabe des Bundes, wurde vorerst um nur 6 Prozent gebremst. Da gerade dort in einem Wahljahr erst recht der Gas- und nicht der Bremshebel zweckentsprechender ist, munkelt man neuerdings sogar von Kreditbeschränkung in der Grössenordnung von Null Prozent. Uebrigens Hochbauvorhaben des Bundes wurden für dieses Jahr um 25 Prozent, die Kredittranche für die ETH jedoch um ganze 42 Prozent gekürzt. Die Priorität ist damit klar, und offensichtlich von Session zu Session recht unterschiedlich.

Was also mit Professoren, Doktoranden und Studenten? – Wieso nicht auf die Strasse, unter das Volk? Vielleicht ergäbe sich so eine reale Prioritätsordnung zum Wohle unseres Staatswesens! Die ständige Kommission der Dozenten an der ETH hat vor, eine Eingabe an ... doch halt, ich habe versprochen, darüber zu schweigen!

scheidenden Stellen. Zwar nur, falls nicht – wie ich heute befürchten muss – diese Motion durch Manipulation der Traktandenliste des Grossen Studentenrats oder durch »Verwässerung« oder durch »Schubladisierung« oder ein anderes probates Mittel hintertrieben wird.

Es gibt Organisationen, wurde eingangs gesagt, deren Aufgabe nur noch darin besteht, sich am Leben zu erhalten. Man könnte das (legislative) Studentenparlament von Zürich, den Grossen Studentenrat, ruhig ausräumen; für den Studierenden würde sich heute nichts ändern.

Die Funktion dieses Studentenrats besteht heute darin, an drei Abenden des Semesters durch Akklamation und »mit grossem Mehr« die bestehenden Einrichtungen zu bestätigen. Sehr ungern sehen es die Ratsmitglieder, wenn es eine Diskussion gibt. Einerseits verlängert das Sitzungsdauer, andererseits aber kann gar nicht sachgerecht diskutiert werden, weil die Mehrzahl der Ratsmitglieder nicht mit der Sache vertraut ist. Es fehlt ihnen die Uebersicht. Wenn einmal etwas zu beschliessen ist, dann geschieht es meist innerhalb des kleinen Klubs der »Eingeweihten«, des Kleinen (exekutiven) Studentenrats und seiner Freunde. Dieser Klub verzichtet darauf – nicht gerade aus Mitleidigkeit –, die Legislative über sein Tun zu informieren. Es muss aber einmal gesagt werden: Der Kleine Studentenrat hat nicht zu beschliessen, sondern die Beschlüsse des Grossen Studentenrats auszuführen. Darum muss die Information der Ratsmitglieder erheblich ausgebaut werden; denn sonst wird sich die »Arbeit« des Grossen Studentenrats noch lange darin erschöpfen, einige Anträge, die ihm den Vorschriften entsprechend vorgelegt werden, anzunehmen. Ein solcher Rat ist Dekoration.

Die Unwissenheit über die Studentenschaft in den Reihen der Studierenden ist die Bestrafung dafür, dass diese Einrichtung keine Aufgabe hat und die Interessen der Studierenden nicht tangiert. Unwissenheit ermöglicht aber auch der kleinen Gruppe von »Eingeweihten«, die Schaltstellen der Studentenschaft zu blockieren und eine Tätigkeit zu entfallen, die selbstgenügsam und mickrig ist.

Wie unwichtig und unbekannt dem Studierenden der Studentenrat ist, zeigt sich in den semesterweise rituell wiederkehrenden Wahlen der Ratsmitglieder. Einmal lassen sich nur mit Mühe 70 Kandidaten aus 6000 Studenten finden. Sind dann aber diese 70 Kandidaten aus ihren Fachschafts- und Fakultätssecken hervorgeholt worden, so gilt es noch, deren Wähler zu finden. Die Wahl hat gemäss ROS (Reglement über die Organisation der Studentenschaft) und laut AGO (Allgemeine Geschäftsordnung der Studentenschaft) auf Fakultätsstufe zu erfolgen. Doch wenn auch ROS und AGO die Richtlinien für demokratische Garantien studentische Aktivität umreissen; warum sollte sich der Studierende einer Fakultät gedrängt fühlen, nur eine Stunde im Semester dafür aufzubringen, diese Studentenfunktionäre zu wählen?

Von den 2000 Studierenden der Phil.-I-Fakultät sind es 30 bis 40, die sich unter guten und dringenden Mahnungen bereit erklären, die Wahl ihrer 22 Abgeordneten zu fördern. Ich selbst habe erlebt, dass zu Beginn der Wahlversammlung nicht einmal die vorgeschriebenen 30 Studenten (1,5%) anwesend waren, um die Wahl ordnungsgemäss durchzuführen. Einige tapfere und beständige Leute stiegen darauf in die Mensa hinunter und trieben von dort her noch einige Studenten zur Wahlversammlung.

Um solchen Wahlmühsal abzuwehren, haben Thomas Held und ich eine Motion verfasst, die der Grosse Studentenrat in seiner Sitzung vom 23. Februar materiell behandeln soll:

Motion »Wahlmodus«

In Anbetracht der Tatsache,

dass die Stimmbeteiligung bei den Fakultätsausschuss- und somit GSIR-Wahlen derart gering ist (oft nur 1,5%), dass von einer »Wahl« im eigentlichen Sinne dieses Wortes nicht mehr gesprochen werden kann;

dass darunter die Repräsentativität des GSIR und des KSIR stark leidet und ihr Einfluss weit geringer ist, als er sein könnte;

dass bei öffentlich angekündigten Wahlen jedem Studenten Gelegenheit geboten würde, das Funktionieren eines demokratischen Apparates zu sehen;

Fortsetzung auf S. 11



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak Universitätstraße 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Technik und
Wissenschaft

Universitätstr. 11
Zürich 6

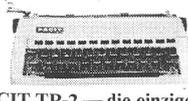
Tel. 47 34 32



FREIHOFER
Buchhandlung
für
Medizin

Rämistrasse 37
Zürich 1

Tel. 47 92 22



FACIT TP-2 — die einzige
Portable der Welt mit
«mechanischem Gedächtnis»!
Schöne Schriften. Eleganter
Koffer. Erhältlich durch die
«Zentralstelle der Studentenschaft» und durch die SAB.

FACIT

8021 Zürich Löwenstrasse 11, Telefon 051 27 55 14
Verkauf auch durch die Fachhochschule

Jugendreisen

Einige Vorschläge aus unserem Programm ausgewählter Flugreisen für junge Leute von 18 bis 28 Jahren:

Mallorca	15 Tage	Fr. 289.-
Malta	15 Tage	Fr. 452.-
Türkei	15 Tage	Fr. 506.-
Tunesien	15 Tage	Fr. 620.-

Diverse Sportprogramme. Weitere 50 Reiseziele, teilweise auch per Car, Bahn und Schiff.

galiker Reisebüro

Kapellgasse 8, 6000 Luzern
Telephon (041) 3 53 69

THEATER am HECHTPLATZ



Musical von Suter,
Gmür, Moeckel

mit Margrit Reiner, Ruedi Walter,
Ines Torelli, Jörg Schneider,
Paul Bühlmann, Eduard Huber u. a. m.
Regie: Karl Suter Bild: Fritz Butz
Musikalische Leitung: Wäfler Baumgartner

Tägl. 20.30 h (ausg. Mo.); Samstag 18.30 und
21.30 h. Vorverk. tägl. 15.—19 Uhr Theaterkasse,
Telephon 34 32 34

SSR

bietet Dir interessante und gut bezahlte
Ferienbeschäftigung im Sommer 1967.

Wir suchen:

**Betriebsleiter für das
Hotel Altstetten**

ca. 10 Std. pro Woche ab sofort
15. 6.—10. 10. Vollbeschäftigung im SSR

Sprachlagerleiter in Leysin

ca. 5 Std. pro Woche ab Anfang Som-
mersemester im SSR
15. 6.—15. 8. Vollbeschäftigung in Leysin

**Empfang ausländischer Studenten
in Zürich**

ca. 10 Std. pro Woche ab Anfang Som-
mersemester
1. 7.—31.8. Vollbeschäftigung.



Die Weltliteratur in Taschenbüchern

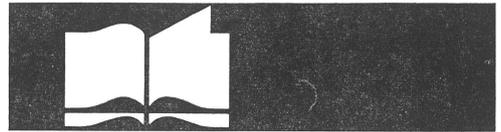
10000 Taschenbücher finden Sie in un-
serer Buchhandlung. In Deutsch, Franzö-
sisch, Englisch und über alle Sach- und
Fachgebiete. Vom Krimi bis zur Klassiker-
ausgabe. «Paperbacks» sind preiswert
und finden in jeder Tasche Platz.
Ein besonderer Erfolg ist die Heidel-
berger Taschenbuchreihe «Verständliche
Wissenschaft».

DTV-Atlas zur Weltgeschichte
Band 1 + 2 à Fr. 8.20

Im übrigen sind wir in der Lage, Ihnen jedes liefer-
bare Taschenbuch innert kürzester Frist zu be-
schaffen.

Taschenbuchladen im Parterre

Jelmoli



OLYMPUS «E»



Hochleistungs- Mikroskope

Olympus fabriziert Mikroskope
seit 1919

Jedes Modell weitgehend aus-
baufähig.

Beste Referenzen und schwei-
zerisches Attest über Optik und
Mechanik.

Preise ab Fr. 776.50
(Monokular)

Sofort ab Lager lieferbar.

Vorbildlicher Service in der
ganzen Schweiz.

Zentralstelle der Studentenschaft
Haus der Uni-Kasse, Künstlergasse 15



sucht einige Studenten für die Buffetbereitstellung auf dem
Flugplatz Kloten als

Samstag- und Sonntag-Aushilfen oder während der Semesterferien

Schweizer Bürger verlangen bitte ein Anmeldeformular
beim Personaldienst der Swissair, Postfach, 8021 Zürich,
Tel. 83 56 11, intern 6328.



SR0

Kugellager und Rollenlager

das Schweizer Präzisionsfabrikat
für den gesamten Fahrzeug- und
Maschinenbau

SR0 Kugellager Verkaufsbüro Zürich

der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telefon (051) 25 89 66
Nüscherstrasse 31

Wir erleichtern Kantonseinwohnern die
**Finanzierung von
Möbelkäufen**

und gewähren
**Kleindarlehen
für verschiedene
Zwecke**

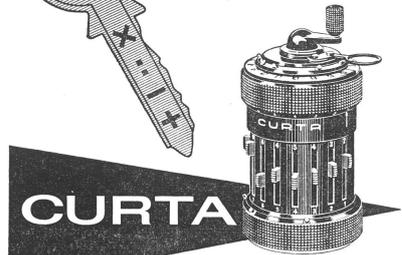
Zürcher Kantonalbank

Hauptsitz Bahnhofstr. 9, Zürich;
Zweigstellen im ganzen Kanton

Zinsbelastung
4-5%
netto im Jahr



Der Schlüssel
zu jedem
Rechenproblem!



Die CURTA ist ein hoch-
wertiges und leistungs-
fähiges individuelles Ar-
beitsinstrument.
Sie multipliziert, dividiert,
addiert, subtrahiert und
eignet sich bestens für
Kombinationen dieser
Rechenarten, wie sie
der Ingenieur, der Wis-
senschaftler, der Tech-
niker oder der Statistiker
immer wieder brau-
chen.

CURTA
Mod. I 8x6x11-stellig

CURTA
Mod. II 11x8x15-stellig

Vorführung und Verkauf:
SAB, Clausiusstrasse 35,
Zürich

Verlässt die »Kirche« die Kirche?

Von Pfr. Dr. W. J. Hollenweger

Ende Januar wurden auf Initiative des Studien- und Tagungszentrums Boldern Vertreter der Presse, unter ihnen Edmond Tondeur, Hanno Helbling u. a., zu einer Art Meinungsbildung nach Boldern eingeladen: »Was erwartet die Presse von der Kirche?« war die Frage, zu der sich die Journalisten zu äussern hatten. In einem Einführungsexposé hat Pfr. Dr. Walter J. Hollenweger gezeigt, dass eine Kirche, die sich auf die in der biblischen Literatur oder in der Kirchengeschichte behandelten Fragen beschränkt, nicht aktuell sein kann. Sie muss sich den Fragen des heutigen Menschen aussetzen. Darum auch die Frage an die Presseleute: Was erwarten Sie von der Kirche? Dabei wurde eine Pluralität von Meinungen geäußert: objektive theologische Information; traditionelle Gottesdienste; Offenhalten eines Gesprächsraumes, ein Forum, in dem verbotene Fragen mit den in sie verwickelten kontroversen Gesprächspartnern ernsthaft bedacht werden. Will die Kirche diese Erwartungen erfüllen, so muss sie der Pluralität der Erwartungen mit einer Pluralität des Angebotes entsprechen, was allerdings die Monopolstellung der Predigt im evangelischen und der Messe im katholischen Raum ernsthaft bedrohen würde.

Was können wir unter diesen Umständen von der Kirche erwarten? Ist unsere Gegenfrage an Pfr. Hollenweger: Wie glaubt er, kann die Kirche zur Lösung unserer Probleme einen Beitrag leisten?

Im folgenden fasst Pfr. Hollenweger sein Exposé zusammen und stellt ihm einen zweiten, zum Teil ganz neue Wege aufweisenden Teil gegenüber, der in einigen Punkten auch auf den anlässlich der Bolderntagung gewonnenen Resultaten basiert.

Wenn das Fragen die Frömmigkeit des Denkens ist, so ist die Studie des Ökumenischen Rates der Kirchen über Strukturen einer missionarischen Kirche als fragende eine fromme. Die Frage, die gestellt wird, lautet: Erreicht die Kirche als Dienstleistungsbetrieb Gottes das von ihr selbst gestellte Betriebsziel? Auf diese Frage antwortete schon vor fünfzig Jahren Leonard Ragaz mit Nein: »Der jetzige Zustand ist unwhair. Die Gemeinden wissen nicht, was wir glauben, und so vermuten sie denn entweder, dass wir beschränkt oder dass wir Heuchler sind.« (Ragaz, Briefe, Zürich 1966, S. 135.) Und 30 Jahre später protestierte Emil Brunner gegen die fortwährende Entwürdigung der Laien, durch welche die Kirche ihre Botschaft ungläubwürdig mache. Sie treibe mit den kritischen Ergebnissen ihrer Theologie Geheimniskrämerie und habe sich mit schuld gemacht an den unnötigen Konflikten zwischen Glaube und Vernunft (ausführlich in Schweizer Concept V, Sept. 1966, OeRK, Genf). Und Heinz Zahrt, Chefredaktor des »Hamburger Sonntagsblatts«, schrieb neuerdings: Einerseits wird heute biblisch und zentral, andererseits aber auch erschreckend korrekt, langweilig richtig und weltabgewandt gepredigt.

I

Wie ist es zu dieser grotesken Situation gekommen, obschon die Kirchen auf verschiedene Weise versuchen, das in der Vergangenheit geschehene Gotteswort für die Gegenwart zu aktualisieren?

Die Bibel nur für »zentrale Fragen«: Es wird gesagt, die Bibel gebe Antwort auf wenige Hauptfragen des Menschen, die um die Themen Tod, Vergebung der Sünden, Verantwortung vor Gott kreisen. Diese Methode ist wirksam, wo der Angesprochene diese Fragen als seine aktuellen Fragen erkennt und nachvollziehen kann, also z. B. wenn einer Angst vor dem Sterben hat, wenn er mit dem Moralkodex oder seinem Ueber-Ich in Konflikt geraten ist. Da aber viele Menschen heute in diesen Fragen nicht ihre aktuellen Fragen entdecken – wobei unberücksichtigt bleiben kann, ob sie sich dabei nicht in einem schwerwiegenden Irrtum befinden – beschränkt sich bei dieser Methode der Hörerkreis auf eine Minderheit. Man erinnert den Menschen an seine Grenzen und sucht ihm an solchen Grenzsituationen zu demonstrieren, dass er hier aus eigener Kraft nicht durchkommt, sondern auf Gott, Kirche und Pfarrer angewiesen sei. So werden die »Kammerdienergeheimnisse« – der Bereich des Intimen vom Gebet bis zur Sexualität – zum »Jagdgebiet der modernen Seelsorge«. Bonhoeffer vergleicht ihr Tun mit dem der »übelsten Asphaltjournalisten«: Wie diese die Intimität anderer Leute ans Licht ziehen, um sie gesellschaftlich, finanziell oder politisch zu ruinieren, so jene, um sie »religiös zu erpressen«. Dieses »Hinter-den-Sünden-der-Menschen-herschneffeln« bezeichnet Bonhoeffer als »pfläffisch«; ihm gilt seine ganze Verachtung (Zahrt).

Die Bibel als Fundament für ein Lebensprinzip: Die liberale Auslegungsmethode ging einen andern Weg. Sie versuchte, aus der biblischen Botschaft ein allgemeines Prinzip abzuleiten, indem sie die biblische Botschaft aus den Eierschalen der antiken Geschichte herauslöste und die ewig gültigen Wahrheiten dem heutigen Menschen verkündigt, mögen diese nun »Ehrfurcht vor dem Leben«, »Mitschlichkeit« oder »verantwortliche Existenz vor Gotte

heissen. Sie vollzieht einen doppelten Interpretationsvorgang. Zuerst wird die biblische Botschaft in handliche, allgemein anwendbare Grundbegriffe destilliert. Dieses Destillat wird dann mit den Ingredienzien heutiger Aktualität vermischt und je nachdem als fortschrittlich-moderner oder bürgerlich-bodenständiger Cocktail serviert. Die Frage ist nur, ob dem Destillat »Mitschlichkeit« oder »Ehrfurcht vor dem Menschen« die Herkunft aus dem biblischen Strom noch abgeschmeckt werden kann oder ob es nicht ebensozu als jeder halbwegs gesunden Feld- oder Wiesenquelle kommen könnte.

Richtig, aber unzutreffend: Die moderne Theologie trennt zwischen den vorläufigen Fragen des Menschen und den eigentlichen, hintergründigen, unanschaulichen theologischen Fragen. Da für den Menschen die sog. vorläufigen Fragen meist die aktuelleren sind, wird diese Theologie zwar als richtig, aber als unzutreffend empfunden. Moltmann, ein Professor für Systematik, für einen theologischen Bestseller schrieb, gibt dafür ein schönes Beispiel vom 9. Darmstädter Gespräch: »Nachdem Bevölkerungsexperten und Ernährungsphysiologen, Planungsfachleute und Biogenetiker die kommenden realen Möglichkeiten und die nicht minder realen Katastrophen unserer nächsten Zukunft bewusst gemacht hatten, erhob sich die Theologie von diesen konkreten Problemen und Leiden der Zeit in die Höhe der »absoluten Zukunft«, die Gott sei. Mit jenen Trennungen, die wir immer schnell zur Hand haben, wurde die »innerweltliche«, »verfügbare«, »natürliche«, »gesichtliche, und »mach-

Kurzbiographie: Walter J. Hollenweger, geb. 1927 in Antwerpen, kaufmännische Lehre, Prediger der Schweiz. Pfingstmission, Maturität, Theologiestudium in Zürich und Basel, VDM der Zürcher Landeskirche, Assistent für Kirchengeschichte an der Universität Zürich, Promotion zum Dr. theol. mit einem »Handbuch über die Pfingstbewegung«, Studienleiter am Tagungs- und Studienzentrum Boldern, seit 1965 Exekutivsekretär beim Ökumenischen Rat der Kirchen, Genf, in dieser Eigenschaft Leiter der Studie »Die missionarische Struktur der Gemeinde«, die im Auftrag der Vollversammlung von New Delhi in verschiedenen Studien- und Experimentiergruppen in der ganzen Welt die Frage nach Verkündigungs- und Organisationsformen der Kirche stellt, die nicht im Widerspruch zum Zielwert der Kirche stehen.

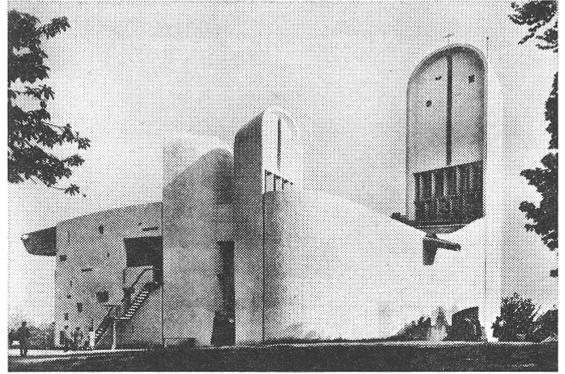
bare« Zukunft von der »wirklichen« der »wahren«, der »unverfügbaren« und »absoluten« Zukunft getrennt und diese ganz andere, eigentliche Zukunft als das schweigende Geheimnis Gottes bezeichnet. ... Diesem theologischen Referat widersetzte sich der Psychologe Kilian: »Da haben wir ein Beispiel, wie Christen reden: Unverfügbare, absolute, unsagbare Zukunft, was soll das sein? Eine solche theologische Rede ist völlig inhaltslos und unverbindlich; dennoch wird sie im Modus tiefsinniger Bedeutsamkeit vorgetragen und hat darum etwas ungemein Einschüchterndes an sich. Ihre Trennung von der konkreten, »innerweltlichen« Zukunft, mit der sich hier Menschen quälen, macht sie völlig belanglos... Eine solche theologische Rede ist immer richtig, aber niemals zutreffend. Der Vortrag des Theologen hätte vor 1000 Jahren gehalten werden können und in 1000 Jahren noch einmal, wenn es dann noch Zukunft geben sollte. Man kann aus den konkreten Aufgaben fliehen, wenn man sich an die unveränderten Aspekte von gestern hält, aber nach viel nachhaltiger, indem man sich ins vermeintlich »Absolute« aufschwingt.« (Ev. Theol. Dez. 1966, S. 671-72)

Alle drei theologischen Varianten haben eine gemeinsame Denkrichtung.

Sie beginnen mit der biblischen Botschaft von vor 2000 Jahren und ziehen sie wie ein Gummiband durch die Jahrhunderte der Kirchengeschichte, über die Schwelle der Reformation, durch die Widerstände der Aufklärung und des 20. Jahrhunderts hindurch bis auf den heutigen Tag. Und dabei wundert man sich, dass es dünner und dünner wird, gelegentlich sogar abreisst und dem also gewalttätig Ziehenden mit lautem Knall an die Hand schnellt.

II

Was für andere Möglichkeiten hat die Kirche? Viele Christen sind überzeugt, dass die Wahrheit des Evangeliums sich in den schwierigen Fragen von heute zu bewähren habe. Das ist keine neue Erkenntnis. Die biblischen Schriften und die Zeugen der Kirchengeschichte hatten keine Angst vor einseitigen, konkreten Aussagen, wohl aber vor dem Abgleiten in unbestrittene Banalitäten der Vergangenheit. Die neustamentlichen Schriftsteller nahmen kontroverse und gefährliche Themen in ihre Bekenntnisse auf. Das waren damals Konzepte wie »Logos«, »Heiland«, »Sohn Gottes«, »Herr«. Jedes dieser Worte war damals in seiner Bedeutung strittig und emotional geladen; dass der Jesus von Nazareth der Christen ein »soeter«, ein Heiland oder gar ein Herr sei, stand im Gegensatz zu den Herrschafts- und Heilandsansprüchen der Öffentlichkeit. Die exegetische Wissenschaft hat gezeigt, dass sich die biblischen Schriftsteller die Tagesordnung für ihre Theologie von der Welt geben liessen. Eine Tagesordnung ist eine Liste von Verhandlungspunkten in einer bestimmten Reihenfolge. Wer zu andern Punkten spricht, muss einen Ordnungsantrag gewärtigen. Wenn die Kirche heute z. B. in der Welt der Massenmedien versucht, ihre eigene Tagesordnung einzuführen, so verspielt sie in ihrer Unhöflichkeit nicht nur den guten Willen des Zuhörers, sie ist darüber hinaus treulos dem Vorbild ihrer eigenen Tradition. »Zur Tagesordnung« heisst nicht alles nachplappern, was »man« sagt. Aber es heisst zu den Punkten sprechen, die auf der Tagesordnung stehen, ohne zu versuchen, seine eigene kirchliche Tagesordnung einzuschmuggeln. Wenn wir zu vergangenen, früheren Tagesordnungen der Welt das Wort ergreifen, sind wir nicht nur unaktuell, sondern auch unbillig; der Christ und Theologe muss die Bibel deswegen immer wieder studieren, damit er sie nicht ständig zitieren muss. Er lernt von diesem Dokument des Glaubens den Mut, sich Fragen auszusetzen, auf die weder er noch sein Partner eine Antwort weiss.



bei ist den Mitgliedern des »Delta Ministry« – die meisten sind Pfarrer – das Ungenügen unserer theologischen Denkkategorien, die Kraftlosigkeit unseres Betens aufgegangen.

»Zur Tagesordnung der Welt« heisst in Callampaya, Bolivien, das übliche Missionschema eines von auswärtigen bezahlten Missionspriesters aufzugeben. Die beiden römisch-katholischen Priester fanden es sinnlos, die Frommen zu sammeln. Religiöse Gottesdienste gibt es nach ihrer Meinung in Callampaya schon genug. Was die Menschen von Callampaya brauchen, sind Priester, die Zeit für das Gespräch, für Beratung und zum Zuhören haben.

»Zur Tagesordnung der Welt« heisst für einen, der in der Welt der Pariser Clochards das Evangelium verstehen will: Heraus aus dem bürgerlichen Lebensstil. Der »réveillon«, die Mitternachtsmesse für die Clochards, dauerte von Mitternacht bis 6 Uhr morgens, wenn die Metro wieder geöffnet wird. Spontan offerierten darauf die Clochards ihre Dienste zur Reinigung der Kirche, hofften aber gleichzeitig, in der warmen Kirche übernachten zu können. Dies veranlasste die »Kerngemeinde« jener Kirche zur Kritik: Man weiss ja nie, ob die in der Kirche übernachtenden Paare auch richtig verheiratet sind. Dazu bemerkt der diese »Mission« beschreibende Priester: Merkwürdig. Diese Frage wurde nie gestellt, solange die Clochards unter den Seinerbrücken übernachteten.

»Zur Tagesordnung der Welt« heisst für die Christen in der DDR und der Tschechoslowakei, sich auf die Herausforderung des Atheismus und des Marxismus einzulassen und in differenzierterem Gespräch das Gemeinsame und das Unterscheidende herauszuarbeiten. Dass ein solcher Dialog nicht zum ab hoffnungslos ist, beweisen Roger Garaudy (rororo 944) und Miroslav Heryán (Schweizer Concept V, OeRK, Genf).

Sind in diesem Sinne nicht auch unsere Sonntagmorgenpredigten Beiträge zur Tagesordnung der Welt? Gewiss, soweit sie eine bestimmte, soziologisch ziemlich genau erfassbare Welt ansprechen. Für diese Welt haben sie ein relatives Recht. Aber keinesfalls können sie als Norm aller Verkündigungsverstehen werden, als das Mittel, durch das die Kirche den Öffentlichkeitscharakter des Evangeliums wahrt. Die heutigen Gottesdienste der Kirche sind im guten und im schlechten Sinne private Veranstaltungen für ein bestimmtes Publikum. Die Mittel zur Wahrung des Öffentlichkeitscharakters der Verkündigung sind heute Zeitung, Radio und Fernsehen. Dabei geht es nicht um Übertragung von Gottesdiensten über Radio und Fernsehen. So gut wie eine in der Zeitung gedruckte Predigt aus formalen Gründen ihren Verkündigungscharakter einbüsst, so gut ist ein durch Funk verbreiteter Gottesdienst kein Gottesdienst, und zwar nicht deswegen, weil es die Radiogemeinde nicht geben könnte, sondern weil der Funk eine andere Weise der Kommunikation voraussetzt als die Predigt im Kirchengebäude. Geradezu als antikirchliche Propaganda kann man die Gottesdienstübertragungen im Fernsehen betrachten. Sie sind eines der besten Mittel, um den zu Hause fernsehenden Durchschnittsbürger in seinem Urteil zu bekräftigen: Die Kirche hat mit dem realen Leben wenig zu tun.

Dass eine kirchliche Radiosendung, wen sie ankommen will, bestimmten Gesetzen des Rundfunks folgen muss – und dies betrifft nicht nur die Form, sondern auch den Inhalt –, kann keine Theologie aus der Welt schaffen. Hier eine Liste der neuen Inhalte zu geben, würde mich in die Gefahr einer neuen Orthodoxie (oder Häresie) führen. Der Inhalt muss sich aus dem Echo der Zuhörer ergeben. Ihre Kritik gibt das Thema für die nächste Sendung an. Natürlich muss man irgendwo beginnen. Als Start wäre z. B. die Weih-

nachtssendung von »Jetzt schlaht's 13« denkbar. Diese Weihnachtssendung könnte verschiedenen Hörergruppen vorgespielt werden. Ihre Beurteilung gäbe Hinweise auf die nächste Themenstellung. Das bedeutet, dass wir uns in der Kirche mehr Mühe geben müssen, herauszufinden, welches die aktuellen Fragen der Öffentlichkeit sind. Welche Probleme verraten ihre Aktualität durch die merkwürdigen emotionalen Untertöne, mit denen sie diskutiert werden? Wenn die Kirche dazu etwas zu sagen hat, braucht sie sich nicht um Aktualität zu bemühen. Vielleicht werfen uns diese Fragen mit den sog. unkirchlichen Menschen in eine gemeinsame Verlegenheit – allerdings eine gute Voraussetzung für ein gemeinsames Nachdenken. »Anders als durch Verlegenheit ist Theologie nicht wieder zu gründen« (Overbeck).

Literatur zum Thema: Die Beispiele wurden ausführlich in mehreren »Monatlichen Informationsbriefen« über Evangelisations (OeRK, Genf) sowie im Kirchenboten, Zürich, (1.7.1966) beschrieben. Ferner berichtet die Zeitschrift »Concept« (englisch) oder deutsche, OeRK, Genf) laufend über die erwählte Studie, ferner widmete das Pax Romana Journal, Freiburg/Schweiz, eine Nummer dem Thema (1966/4). Grundsätzlich: H. J. Margull (Hg), Mission als Strukturprinzip, Genf 1965 – WCC, The Church For Others, Reports, Genf 1967.

4216

ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCINE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
OLYSSÉ NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICOM
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH



Eine Uhr für Ihren Geschmack eine Uhr für Ihre Ansprüche eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht – die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER
seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich,
Telefon (051) 25 88 60



Versteht er die Studenten?

Ein kluger Magistrat bringt seine Vorlagen so, dass sie beim Parlament und Volk Zustimmung finden können. So war es auch bei der Mensa, als Dr. König ein viel zu aufwendiges Projekt neu bearbeiten liess. Eine vernünftige Lösung drang dann ja auch durch und wird nun realisiert.

Die Haltung von Regierungsrat König ist vorerst nicht überall verstanden worden. Mit jugendlichem Eifer wurde die Verzögerung kritisiert, dabei aber vergessen, dass eine abgelehnte Vorlage niemandem gedient hätte – am allerwenigsten der Studentenschaft.

Wahres Verständnis für die Hochschule hat Dr. König auch als Initiator der Hochschulplanung bewiesen. Mit ihrer Hilfe sollen für die akademische Jugend jene optimalen Verhältnisse geschaffen werden, wie sie für Studium und Forschung wünschbar und nötig sind.

Verdient Regierungsrat Walter König am 8./9. April nicht auch Ihre Stimme?

Landesring der Unabhängigen



... weil filmen und knipsen
auch zu den Vergnügen
der Skisaison gehören,
sollten Sie jetzt (vorteilhaft)
Ihre Markenfilme bei uns besorgen!

Für Farbdias (inkl. Entwicklung)

Ferrania Color	18 DIN	135/36	10.90
Perutz Color	18 DIN	135/36	8.90
Agfacolor	18 DIN	135/36	10.—
Kodachrome X (Instamatic)	19 DIN	126/20	11.90
Kodachrome II	15 DIN	135/36	14.90

Für Farbdias (ohne Entwicklung)

Ektachrome X	19 DIN	135/36	8.50
--------------	--------	--------	------

Kino-Filme (inkl. Entwicklung)

Kodachrome II	15 DIN	Super 8	15.—
Agfacolor	15 DIN	Super 8	16.50
Kodachrome II	15 DIN	2 x 8 mm	13.90

MULTIPACK-Vorteil:

Perutz CUS	11 DIN	2 x 8 mm	9.50
			2 Stück 16.— (statt 19.—)

Color-Negativ-Filme:

Kodacolor X	19 DIN	135/20	4.75
Agfacolor Spezial	17 DIN	135/20	4.50
Kodacolor X (Instamatic)	20 DIN	126/20	5.50

Selbstverständlich finden Sie bei uns auch ein grosses Sortiment an Schwarz/ Weiss-Filmen!

DM 673

In den MIGROS-Märkten und grösseren Selbstbedienungsläden



GENOSSENSCHAFT MIGROS Zürich

MIGROS

MIZ

Bewährte Vorbereitung für

Vordiplom und Propädeutikum

MIZ Abt. III: Spezialkurse

Für Studierende der ETH

Mathematik
Angewandte
Mathematik
Vektor-Rechnung inkl.
Lineare Algebra und
Analytische Geometrie
Darstellende Geometrie

Für Mediziner

Chemie
Physik
Anatomie
des speziellen
Bewegungsapparates
Histopathologie

Beginn: Juni 1967, Januar 1968
Frühzeitige Anmeldung vorteilhaft

Morphologisches Institut Zürich

Direktion:
Hermann Holliger
Josefstr. 92, 8005 Zürich
Tel. (051) 44 83 35

Nähe Hauptbahnhof
und Limmatplatz
Eigener Hörsaal
Parkplätze



Eine lohnende Beschäftigung

für die Semesterferien finden Sie bei uns als

Securitaswächter

Sie verdienen monatlich Fr. 1000.— zuzüglich evtl. Ueberzeitenschädigung. Schreiben oder telefonieren Sie uns! Unser Personalchef steht Ihnen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung.

SECURITAS AG, Militärstrasse 24
8021 Zürich, Tel. 27 43 10

SECURITAS AG

Coiffeur E. Hotz

Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten
Ermässigung
Haarschneiden
ausgenommen
am Samstag
Diensttag den ganzen
Tag geschlossen



Vor und nach dem
Kolleg
eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich, beim Pfauen

Und für verwöhnte
Ansprüche

Hotel Florida
Bar, Restaurant
Sitzungszimmer
Seefeldstrasse 63

Fortsetzung von S. 7

Das Malaise der Studentenschaften

dass es durch die Dezentralisierung unserer Hochschulinstitutione einem grossen Teil von Studenten praktisch unmöglich gemacht wird, an einer Fakultätsversammlung teilzunehmen;

dass dies eine Ungerechtigkeit darstellt und unserer demokratischen Institutionen unwürdig ist;

dass an diesen Universitäten Urnenwahlen mit vorangehenden Wahlversammlungen und Wahlzettelungen, wo sich die Kandidaten vorstellen können, stattfinden;

dass an diesen Universitäten oft eine Stimmbeteiligung von 50% bis 60% erreicht wird;

dass kürzlich aus den gleichen Gründen auch die Studentenschaft der Universität Bern zu Urnenwahlen übergegangen ist, setzt sich der GSTR vom 23. 2. 67 dafür ein,

den Wahlmodus auf Fakultätsebene

im Sinne einer Urnenwahl zu ändern, und beauftragt der GSTR das GSTR-Büro, im Sommer 1967 ein GSTR-Seminar durchzuführen, wo in kleinen Gruppen die Probleme der GSTR- und der KStR-Wahl besprochen werden sollen, damit der GSTR an der Schlussitzung des SS 67 ein Antrag auf Aenderung der AGO vorgelegt werden kann. Eingereicht durch Thomas Held Ruedi Bautz Zürich, den 13. 2. 67

Durch das geforderte Urnenwahlverfahren soll angestrebt werden, dass die Anliegen der Studenten besser in die Gremien der Studentenschaft getragen werden. Die Initianten wissen, dass diese Motion weittragende Konsequenzen hat, und wünschen, dass in einem Seminar der Studentenschaft alle daran interessierten Gruppen zu Worte kommen. Rudolf Bautz

neuen Mensa tatsächlich nur den kleinsten Teil der Studierenden?

Der Vorwurf, alle Vorschläge aktiver Studenten würden mit Abwehr und Intrige beantwortet, ist absurd und zudem verleumderisch. Es gibt genügend Beispiele, die das Gegenteil bezeugen. Dazu kommt noch, dass der KStR ganz bestimmt befugt ist, Stellung zu nehmen zu den gemachten Vorschlägen. Sollte ein Vorschlag eines aktiven Studenten gegen die Meinung des KStR vom GSTR angenommen werden, so ist es die selbstverständliche Pflicht des KStR, diesen Beschluss auszuführen.

Es kursiert unter den Vertretern der Studentenschaft das Modewort: »Dafür sind wir nicht zuständig.« Dazu möchten wir sagen: selbstverständlich und hoffentlich kursiert dieses Wort hier und da unter uns. Auch die Studentenvertreter müssen einfach ihre Grenzen sehen und die Aufgaben erledigen, die in ihrer Reichweite liegen. Und gerade die Fragen, die Ruedi Bautz anschnidet: Studienordnung, Modernisierung der Studieneinrichtungen, überfüllte Hörsäle, Testatwesen, Lehrmethoden, Studienberatung, Prüfungsverfahren, und vor allem deren gegenseitige Anerkennung und Koordination, sind Fragen, die wir durchaus als in Reichweite liegend betrachten, und für die sich die Studentenschaft der Uni Zürich z. B. im VSS immer eingesetzt hat. Doch zur Lösung dieser Probleme braucht es in erster Linie auch starke Fachschaften. Dort muss ein erster Schritt getan werden, denn es hat wirklich wenig Sinn, wenn der Phil. Ier im KStR sich in die Studienprobleme der Mediziner einmischet. Sind aber in den Fachschaften die ersten Schritte getan, so ist das Fundament vorhanden, um weiterzugehen.

Weiter irrt sich Ruedi Bautz, wenn er sagt: »Der Kleine Studentenrat hat nicht zu beschliessen, sondern die Beschlüsse des Grossen Studententates auszuführen.« Der erste Teil des Satzes ist ganz einfach falsch, der zweite Teil absolut richtig, ohne aber die volle Aufgabe des KStR aufzuzeigen: er stellt nur Absatz 3 von § 27 des ROS dar; dieser Paragraph umfasst aber auch noch die Absätze 1, 2 und 4, die denn die Kompetenzen des KStR doch etwas weiter stecken, als Ruedi Bautz das gern möchte. Seien wir doch ehrlich: ein KStR, der sich darauf beschränkt die GSTR-Beschlüsse auszuführen, da-

neben aber keine Kompetenzen hat, ist Leerlauf. Man stelle sich nur einen Regierungsrat, einen Bundesrat vor (man entschuldige bitte das hochfahrend tönende Beispiel), der selbst keine Beschlüsse fassen darf; dann erst ist er zum Immobilismus verdammt. Unangenehm und selbstverständlich bleibt aber natürlich, dass alle Grundsatzbeschlüsse und das Prägen der Richtung der Studentenschaftspolitik beim GSTR liegen.

Daraus geht hervor, dass nicht der KStR allein den Dynamismus ins Rollen bringen kann. Zudem sehen wir zwei Wege des Dynamismus:

Revolution: baut nach dem Niederschlagen des Bisherigen auf dessen Trümmern auf

Evolution: entwickelt sich auf Grund einer fundamentalen Kenntnis der Dinge und auf Grund fruchtbarer Diskussionen

Der KStR sieht in der Evolution den fruchtbringenderen Weg. Er schlägt deshalb (getreu seinem Vertrauen in die Diskussion) zwei Seminare vor. Da es aus zeitlichen Gründen unmöglich ist, beide Seminare in einem Semester durchzuführen, ist es unser Plan, im Sommersemester 1967 ein Seminar über Hochschulfragen (Mitspracherecht, Studienkoordination etc.) zu organisieren. Für das Wintersemester 1967/68 planen wir ein Seminar über Strukturfragen der Studentenschaft der Uni Zürich (inkl. Wahlmodus), wobei sich natürlich die beiden Themen auch vertauschen lassen.

Es scheint uns nun allerdings nicht opportun, durch GSTR-Beschlüsse die freie Diskussion in diesen Seminaren zu präjudizieren. Anzuführen wäre noch, dass wir diese Seminarvorschläge bereits vor der Niederschrift dieses artikels geäußert haben.

Wir hoffen, auf diese Weise einen Beitrag zur »Dynamisierung« der Studentenschaft zu leisten. Der KStR

Weisst Du

dass die Zentralstelle jetzt und während der Ferien ca. jede Woche einen Posten fabrikneue Monoplaten verschiedener Marken erhält, die für 10 Fr. verkauft werden? Da es sich um erstklassige Aufnahmen handelt, wirst auch du einen Fund tun, wenn du zur rechten Zeit kommst, dass es eine neue Serie von Philips-Platten gibt: »Voyages autour du monde?« Jede der 25 Platten bringt Volksmusik aus einer bestimmten Gegend, z. B. aus Südamerika, China, Rumänien, etc. In der Zentralstelle kostet eine Platte (30 cm) 14 Fr., während der Ferien sogar nur 12.50 Fr. - Ladenpreis 21.50 Fr.!

ten erwähnt, bestehen nämlich auch zwischen Stadt- und Landbevölkerung, zwischen männlichen und weiblichen »Studienanwärtern«. Diese psychologischen Schranken, wie z. B. Bildungsunwilligkeit oder Vorurteile gegen die Wissenschaft werden nämlich weder durch das »examen automatique« noch durch das Studienhonorar beseitigt. Wenn ein Kind nach Ablauf der obligatorischen Schulzeit »schulmüde« ist und sich einer praktischen Betätigung zuwenden will, wird man es mit den verlockendsten finanziellen Angeboten nicht für den Mittelschulbesuch und ein Studium gewinnen können. Wenn Eltern eines Mädchens finden, dass ein Hochschulstudium für eine Heiratskandidatin eine Verschwendung, wenn nicht gerade ein Hindernis sei, wird man sie auch mit einem Studienhonorar nicht von ihrer Meinung abbringen. Dazu sind umfassende Aufklärungs- und Werbemaßnahmen notwendig, die in Deutschland unter dem Stichwort »Bildungswerbung« zusammengefasst werden. So war der Aktion »Student aufs Land«, einer Aufklärungskampagne für die Landbevölkerung, die von der Studentenschaft der Universität Freiburg i. Br. durchgeführt wurde, ein überraschender Erfolg beschieden. Es geht hier darum, in den Begabten die Bereitschaft zu wecken, ein Studium anzutreten. Dies ist besonders deshalb nötig, weil der Unterschied zwischen einem Hochschulstudium und einer Lehre nicht nur in der Dauer der Ausbildung besteht. Daran ändern auch alle gedanklichen Turnübungen nichts, die auf der gleichen Sprosse enden wollen. Jürg Marti

KStR: »Beleidigend!«**Eine Antwort**

Das »Malaise« der Studentenschaft: das böse Wort Malaise wird heute häufig in den Mund genommen, ohne dass eine grundlegende Kenntnis der Verhältnisse vorliegt, geschweige denn, dass eine konstruktive Lösung vorgelegt wird.

Ruedi Bautz geht nun im obigen Artikel auf die Schwierigkeiten der Studentenschaft ein und versucht gleichzeitig, dies sei anerkannt, etwas zur Lösung beizutragen. Er macht aber einen grossen Fehler: er geht von falschen Voraussetzungen aus.

»Der Grosse Studentenrat der Universität Zürich ist Dekoration und folkloristisches Spiel zum Lobe der Demokratie...« Diesen Satz schreibt also wörtlich Ruedi Bautz, seines Zeichens Vizepräsident eben dieses Grossen Studentenrates! Trotzdem es an sich nicht Sache der Exekutive ist, die Legislative gegen ihre eigenen Organe zu verteidigen (wir hoffen, dass dies durch andere Mitglieder des GSTR noch ausführlicher geschieht), möchten wir hier doch festhalten haben, dass der Grosse Studentenrat seine ihm gesetzten Pflichten stets in Ordnung erfüllt hat.

Ebenso schwerwiegend ist der Vorwurf der »Undemokratie« an den KStR und die Studentenschaft: die Studentenschaft ist nur undemokratisch, wenn die Statuten, das Fundament, auf dem sie ruht, undemokratisch sind. Dies von der AGO zu behaupten liegt sicher auch Ruedi Bautz fern. Dann meint er aber, mit dem Vorwurf, der KStR handle undemokratisch, dass wir uns vom Recht entfernt hätten, mit andern Worten: er zeilt uns der Rechtsverletzung. Dieser Vorwurf ist nicht mehr nur schwerwiegend: er ist beleidigend! Es ist schade, dass Ruedi Bautz seiner Anklage keine konkreten Tatsachen beilegt; der KStR ist sich zumindest keines solchen Fehltritts bewusst und weist deshalb den Vorwurf der Rechtsverletzung entschieden zurück.

Eine Konsequenz dieser »undemokratischen« Amtsführung sei es nun, dass die Studenten an der Studentenschaft keinen Anteil nähmen, da dies keine Aufgaben habe, die die Interessen vieler Studenten tangierten. Mit Verlaub gesagt: berührt die Reformierung der Krankenkasse, die Neugestaltung des Stipendienwesens, die Gestaltung der

In den Regierungsrat — Männer unserer Zeit

Nationalrat Dr. Arthur Bachmann



geb. 1922, Dr. jur., verheiratet, Vater von zwei Kindern, Staatsanwalt, Major, wohnt in Winterthur.

Dr. Bachmann ist ein typischer Politiker der jungen Generation: sachlich, informiert, an Zukunftsaufgaben interessiert und doch eine sympathische Persönlichkeit. Er verfügt über eine reiche Erfahrung als kommunaler, kantonaler und eidgenössischer Parlamentarier. Im Nationalrat befasste er sich insbesondere mit Hochschulfragen, mit der Verwaltungsgerichtsbarkeit, mit Verkehrsfragen, mit Sozial- und Präventivmedizin.

Seine Wahl in den Regierungsrat wird für den Kanton und insbesondere für die Hochschulen ein Gewinn sein. Sie beseitigt zudem einen jahrzehntelangen Mangel: das Industriezentrum Winterthur wird erstmals seit 1938 wieder eine direkte Verbindung zur Zürcher Regierung erhalten. Nationalrat Dr. A. Bachmann gehört auf jede Liste.

Nationalrat Ueli Götsch



geb. 1925, verheiratet, Vater von drei Kindern, Korporal, wohnt in Zürich.

Der als gewandter Fernsehdebattier bekannte Nationalrat Ueli Götsch ist ein Selbsterfinder. Der frühere Feinmechaniker, Journalist, Leiter eines Wirtschaftsarchivs und Gewerkschaftssekretär holte sich sein Rüstzeug im Zürcher Gemeinderat, im Kantonsrat, im Nationalrat und durch Selbststudium.

Als Mitglied der fünfköpfigen Finanzkommission des TCS erwarb er sich eine grosse Erfahrung in der personellen, finanziellen und organisatorischen Führung einer grossen Verwaltung.

Verdienste erwarb er sich auch bei den Abstimmungskämpfen um die Kantonsschule Rämibühl und um das Frauenstimmrecht. Nationalrat Götsch wird ein Regierungsrat, der Volksverbundenheit mit efficiency und der leidenschaftlichen Sachlichkeit mit schöpferischer Phantasie verbindet. Er gehört auf jede Liste.

mit der Sozialdemokratie geht's besser

happenings happenings happenings

Völkerverständigung – nicht nur in Worten

Wie oft ertragen wir uns dabei, dass wir bereit sind, clichéhaft zu denken, zu verallgemeinern, zu typisieren, wenn wir an einzelne Begebenheiten und Erlebnisse denken. Ebenso oft werden Probleme und die spezifische Mentalität fremder Standpunkte von einem einzigen, voreingenommenen Blickfeld aus kritisiert. Den anders denkenden und handelnden Menschen verstehen und schätzen zu lernen – das ist eine jener wesentlichen Schwierigkeiten, zu deren Überwindung sich kaum je mand Zeit und Mühe nimmt.

Das »Experiment in International Living«, eine über 35 Jahre alte, von der Unesco anerkannte Organisation, fand einen Weg, Grenzen und Vorurteile zu überbrücken und das Verständnis von Mensch zu Mensch über alle nationalen Verschiedenheiten und Gegensätze hinweg zu fördern. Dieses hohe Ziel ist bestimmt kein Monopol des »Experiment«: Neu aber dürfte der Weg sein, auf dem es versucht, Begegnungen zwischen aufgeschlossenen und verständigungsbedürftigen Menschen zu schaffen. Jeder »Experimentierer« erhält nämlich Gelegenheit, ein fremdes Land während einiger Wochen nicht als Gast, sondern als Mitglied einer oder mehrerer Familien – mit allen Rechten und Pflichten – zu erleben. Entgegen dem Touristen, der Attraktionen konsumiert, fragwürdige Gemeinplätze als »typische in sich aufnimmt, lebt sich der Experimentierer in den Alltag »seiner« Familie ein, teilt mit ihr Freuden und Sorgen und erhält so einen direkten, tiefen Einblick in die Lebens- und Denkart an der Wurzel jeder Nation. Er trifft »gewöhnliche« Leute, tauscht mit ihnen Gedanken und Erfahrungen aus und wird als »Botschafter seines Landes nicht selten zu Vorträgen und Interviews eingeladen. Nicht am Konferenztisch reift letztlich eine bessere Verständigung zwischen einzelnen Völkern, sondern im Volke selbst, in der Stube und am Familientisch. Wieviel praktisches Verständnis erwuchs wohl schon daraus, dass ein Experimentierer seinen japanischen »Vater« zum Badehaus begleitete, seiner amerikanischen »Mutter« beim Einkaufen half oder mit seiner israelischen »Schwester« in einem endlosen Ribbenfeld unter brütender Sonne arbeitete! Geht es nicht in den vielen Fällen darum, ein kritisches »Warum machen die das so?« in ein »Aha, darum ist es so!« umzuwandeln? Es ist nicht die Rede davon, den Gastgeber oder den besuchenden Ausländer zu bekehren – wichtig ist, dass beide erkennen, dass es für verschiedene Aufgaben und Probleme verschiedene Wege zur Lösung gibt, bedingt durch unterschiedliche Tradition, Kultur, Religion oder auch nur die klimatischen Verhältnisse, wobei der eine wie der andere Weg als gut und richtig anerkannt wird.

Unnötig zu sagen, dass von einem Experimentierer auch einiges an Aufgeschlossenheit, Takt, Diplomatie, gutem Willen und Sprachkenntnissen verlangt wird. Ein Experimentier-Programm ist für aktive, interessierte, weltoffene junge Leute gedacht, die das Fremde, das Neue und Ungewohnte suchen und mit einem faszinierenden, unvergesslichen Erlebnis verbinden wollen. Nicht umsonst heisst die Losung des Experimentierers »Expect the Unexpected!«

Rund 200 Experimentierer aus den verschiedensten Ländern besuchen jedes Jahr die Schweiz und machen sich im Alltag mit unseren Verhältnissen vertraut. Eine jährlich grosse Zahl junger Schweizer reist, meist in Gruppen, nach den USA, nach Mexiko, Kanada, Japan, Indien, Israel, Ostafrika und andern Ländern. Die Programme sind den besonderen Verhältnissen jedes Landes angepasst, haben jedoch überall den Familienaufenthalt zum Mittelpunkt. Nähere Auskünfte erteilt das Sekretariat des »Experiment«, Dorfstrasse 53, 8800 Thalwil, Telefon 92 54 97.
Peter Altenburger

Gründung der Goliardia Ticinese

Am 11. Februar wurde in Lugano eine neue Universitätsvereinigung der Italienisch sprechenden Schweizer Studenten gegründet: Goliardia Ticinese (GT). Mehr als 160 Studenten aus 5 Sektionen (Universitäten Basel, Bern, Lausanne, St. Gallen und Zürich) sind ihr schon zu Beginn beigetreten. Bis vor wenigen Jahren kannten die Tessiner Studenten zwei Gesellschaften: Federazione Goliardia Ticinese (FGT) welche jedem offenstand (mit Sektionen an allen Hochschulen ausser in Neuchâtel und zusätzlich Sektionen in Mailand und Pavia) und die Lepontra Cantonale (LC), welche Mitglied des StVs und somit konfessionell ausgerichtet war. Die beiden Vereinigungen kannten Zeiten guter Zusammenarbeit und Zeiten schwerer Gegensätze.

In den letzten Jahren sind allgemeinstudentische Probleme – wie Zunahme der Studentenzahlen, innerer und äusserer Ausbau der Hochschulen, Probleme der Stipendien und internationale Zusammenarbeit – in den Mittelpunkt studentischer Diskussionen getreten.

Auch innerhalb der Tessiner Studenten begannen sich in der Diskussion zwei ganz verschiedene, unvereinbare Mentalitäten abzuzeichnen: die sogenannte »syndikalistische« im Gegensatz zur sogenannten »traditionalistischen«.

Die Syndikalistischen liessen von sich reden, als sie mit der Forderung eines eigentlichen Studentensalärs auftraten und im Zweck der Studentenschaft nur die Verteidigung der eigenen Interessen sahen. Dagegen verlangen die Traditionalisten ein Mitspracherecht bei der Lösung der Schulprobleme, studieren eine Verbesserung der Stipendiengesetzgebung und betrachten ihre Vereinigung als Organismus, welcher auf der Freundschaft der einzelnen Mitglieder basiert.

Die Kluft zwischen den beiden Richtungen wurde unheilbar durch die Gründung der Associazione Rappresentativa degli Universitari della Svizzera Italiana (ARUSI), deren führende Köpfe der syndikalistischen Mentalität verpflichtet sind. Ihr traten zuerst LC und FGT bei. Verschiedene Sektionen der FGT waren mit dem Beitritt aber nicht einverstanden und gründeten nun die Goliardia Ticinese.

Die neugegründete GT ist also der »traditionalistischen« Mentalität verpflichtet und hat die Förderung eines verantwortungsbewussten Studienlebens zum Zwecke. Die GT ist bedacht, jedem Studenten seine Pflichten gegenüber der Gesellschaft bewusst zu machen, ohne natürlich die persönliche Freiheit jedes einzelnen zu verletzen. Insbesondere lässt sich diese Aufgabe in den folgenden Punkten zusammenfassen:

- Die berufliche Ausbildung ist in bester Form zu entwickeln.
- Das politisch-soziale Wissen ist zu vervollständigen.
- Der Gesellschaft sind die Früchte der Ausbildung zur Verfügung zu stellen. Durch ihre Aktivität will die GT daneben dem Studenten helfen, jenes Gleichgewicht in seinem Hochschulleben zu finden, das weniger durch Motiven und Statuten, hingegen mehr durch Freundschaft erreicht wird.

Goliardia Ticinese

Rösti in Moskau?

Es gibt sie nicht. Wäre ja seltsam genug. Und der Student, der sich darüber ärgert, der die Fäuste ballt, einen roten Kopf bekommt? Es gäbe ihn nicht? Lieber Leser, vernimm die traurige Kund': Es gibt ihn.

Haben wir damit dein Vertrauen in die Weltoffenheit des eidgenössischen Studenten erschüttert? – Wohl kaum. Unser Kommilitone wird eine Ausnahme gewesen sein. Bedenke jedoch, dass dein so überaus strebsamer Kamerad im Seminar hinten links, im Labor rechts, dass auch er vielleicht mal sei-

Mensa Pfauen auch während den Ferien geöffnet

ne Bücher zuschlägt, obwohl es schon seit Jahren gar nicht darnach aussieht.

Vielleicht wird er dann etwas Gewagtes tun und einmal eine Woche in Paris oder in Rom oder Prag verbringen, was weiss ich. Ueberdenke, was diesem Freund alles widerfahren könnte, wenn er entdeckt, dass in andern Ländern nicht nur die Kartoffeln anders gegessen, sondern auch andere Bücher gelesen werden.

Lächle nicht, denn auch du und ich, wir sind oft nicht viel besser, vergreibe uns oft in ein Schneckenhaus. Lache lieber, denn das neue SSR-Reiseprogramm ist erschienen. HB

Finanzierung der Forschung in den USA

Am Donnerstag, 2. März 1967, um 18.15 Uhr, wird Herr True Davis, Assistant Secretary of the Treasury Department, Washington D. C., früherer Botschafter der USA in der Schweiz, im Auditorium Maximum der ETH einen Vortrag über »Financing of Research in the United States« halten.

Kaufm. Angestellte übernimmt Schreibarbeiten (Dissertationen u. a.) in Heimarbeit.
H. Fürer, Lavaterstr. 97, 8002 Zürich
Tel. 23 73 03 ab 18.00 Uhr.

Weisst Du

dass du ab Anfang März in der Zentralstelle für Agfa- und Scotch-Tonbänder nur 60-70% des Ladenpreises bezahlst? dass du Leder- und Kunststoffmappen nirgends so billig kaufst wie bei uns? dass wir ab Anfang März auch Reisezeuge führen? dass wir diese Liste fast beliebig erweitern könnten? Wir möchten es jedoch dir überlassen, unseren Laden etwas genauer kennenzulernen. Wie gesagt: dazu eignet sich am besten die Ferienzeit!

Vortrag über Entwicklungsförderung in Afrika

Veranstalter: FEPA, Fonds für Entwicklung und Partnerschaft in Afrika

Freitag, den 3. März, 20.00 Uhr, im Auditorium Maximum der Universität Zürich

Provinzdenken und Weltgenuß

Referent: Albert von Haller, Düsseldorf

Eintritt frei

unter dem Patronat von HELVE-TAS, dem Schweizer Aufbauwerk für Entwicklungsländer, und der Kommission für Entwicklungsländer der Studentenschaft.

Albert von Haller ist Vorstand der »Stätte der Begegnung« in Westdeutschland und Autor der im Econ-Verlag erschienenen Werke »Die Welt des Afrikaners« und »Die Letzten wollen die Ersten sein«.

ISC Flash ISC

Die Studenten und Studentinnen beider Hochschulen sind zu den untenstehenden Veranstaltungen des ISC freundlich eingeladen. Der Club steht ausser an Wochenenden auch Nichtmitgliedern offen. Freitag bis Sonntag können nur Mitglieder und Studenten mit Einladungen die Türkontrollen passieren. Einladungen sind während der Woche im Club erhältlich.

Zürcher Komponisten im ISC

Der ISC stellt den Studenten an je einem Abend einen Zürcher Komponisten der Gegenwart vor. Folgende zwei Daten sind bereits fest:

Mi. 8. 3., 20.30 h Hugo Pfister
Mi. 15. 3., 20.30 h Hermann Haller

Auf Anfang Sommersemester haben wir bereits die Zusicherung von Armin Schibler. Weitere Abende sind in Vorbereitung.

Voranzzeigen:

anfangs April

Vortrag eines Vertreters der Europaunion:

Die Schweiz und Europa

Das genaue Datum wird im Club angeschlagen

ISC Flash ISC

Bericht vom DC

uru – In der zweitletzten Semesterwoche des Wintersemesters fand stattungemäss der 2. ordentliche Delegiertenkonvent (DC) des VSETH statt. Für alle, die es noch nicht wissen, das sind nicht wenige: Am DC treffen sich Legislative und Exekutive des VSETH, also die 120 Delegierten der 10 Fachvereine mit dem Vorstand des VSETH (7 Mitglieder).

Als das Ereignis grösster Tragweite des Conventes darf die Wahl eines neuen VSETH-Präsidenten bezeichnet werden. Der alte Präsident, Hanspeter Nadig, eine unvergessliche Erscheinung, ein Mann von Format, der spielend jeden Türhüter im VSETH-Haus in Länge und Breite füllte, will sich wieder seinem Studium zuwenden; an seine Stelle wird Niklaus Gassmann, Doktorand an der Abteilung für Chemie, treten. Er wurde mit 68 Stimmen gewählt.

An die Wahl anschliessend wurden ihm vom Alt-Präsidenten die für seine Amtszeit nötigen Werkzeuge überreicht: Vorschlaghammer (aus Holz),

Talisman, Zigarettenhalter, eine Flasche Bier, den »Stichentscheide« (ein Messer) und schliesslich das offizielle Abzeichen des VSETH-Vorstandes.

Dann wurden die Präsidenten dem abtretenden Chef artig verehrt: Ein Bonmot Hanspeters gab das Motto: »Jez hani es Elei geht!« Ein Ei für das Brauurstück in Wien, wo der übernächtlige Studenteboss eine Traminsel der Länge nach am Steuer schlafend überfuhr (ohne jemandem ein Haar zu krümmen), ein Ei für Warschau, wo Chef Nadig eine wichtige Adresse vergass, mit der Folge, dass der Vorstand die ganze Stadt danach abklopfen musste. Schliesslich auch Eier für seine Leistung: »2166 int.«, das Ei der neuen Poly-internen Telefonnummer, die der VSETH endlich erhielt und ein Ei für die Telefonspezialisten Nadig überhaupt. (Er führte seine Korrespondenz hauptsächlich per Telefon und verbrauchte deswegen viel weniger Papier als sein Vorgänger). Zum Schluss noch ein Demonstrativ-Ei: Man zerschlägt es auf dem Kopf HP's, um dessen Härte zu beweisen.

Urs Osann schliesslich, der aktive Studenten-Parlamentarier, gibt in einem längeren Exposé einen Rückblick auf den Aufstieg des VSETH, seit Heini Wellmann. Er erwähnt dabei die Verdienste der Präsidenten Stöfi Erhard, Sergio Pellegrini und Hanspeter Nadig und kommt zum Schluss, dass der VSETH im Laufe der letzten Jahre zu einer Institution geworden sei, deren Organisation gut funktioniere, der es leider aber oft an Mitarbeiter mangle. – Osann regt im Weiteren den Vorstand dazu an, mindestens einmal pro Semester ein Seminar durchzuführen, in dem über wichtige Probleme des VSETH diskutiert werden solle. Der DC nimmt den Vorschlag an. Das erste Seminar soll im nächsten (oder übernächsten) Semester abgehalten werden. Die vom neuen Präsidenten gewünschte Konkretisierung nimmt damit ihren Anfang. – Viel Erfolg.



Hanspeter Nadig: müde, abgekämpft...

Schwanz – und wie man ihn schneidet

La queue la plus courte est toujours la meilleure, Nous allons le montrer tout à l'heure.

(frei nach La Fontaine)

Wie stellt man es an, um im Stud'heim rasch, elegant und ohne lästiges Warten zu einem Frass zu kommen? Nichts leichter als das! Du gehst unauffällig an der gebildeten Schlange von Hungerigen nach vorn, studierst längere Zeit das Menü an der schwarzen Tafel, drehst dich dann gedankenvoll um, den Anschein erweckend, das Essen passe dir nicht und du gingest wohl besser ins »Mövenpöckle«, da entdeckst du bestimmt im vorderen Viertel Bekannte. Du schneidest irgend ein Problem der letzten Stunde an, das Gespräch kommt in Gang, und ehe du dich's versiehst, bist du in der Schlange drin.

Gewisse Vorsichtsregeln solltest du allerdings nicht völlig ausser acht lassen: Nie mit besonders auffälliger Kleidung! (Frack, Zylinder, Mini-Jupe oder Nerzmantel) Es könnte nämlich geschehen, dass unter all den passiv dastehenden Barbaren im Hintergrund einer nicht die Zeitung anstiert, sondern plötzlich hervortritt und – das ist die Höhe! – dich auffordert, das interessante Gespräch mit deinem Gegenüber abzubrechen und hinten anzustehen.

Auf zwei Arten kannst du dich dieses lästigen Kerls erwehren: Erstens. Du verstehst nicht Deutsch und sagst auf seine drohende Miene: »En français, s. v. p.« oder noch besser: »In italiano, prego!«, denn die Möglichkeit, dass er sich in der Sprache Racines oder Dantes nicht ausdrücken kann, ist gross. Er wird deshalb mit hängenden Ohren an seinen alten Platz zurückmarschieren, umsonst aber nie jemand für ihn Partei ergreifen wird.

Zweitens. Sollte er sich aber stur zeigen oder gar drohen mit »direction« oder »tiens, viens ici! Nous l'avons gardé une place!«

Solcher Uneigennützigkeit kann niemand widerstehen. Nach knapp fünf Minuten hast du dein Essen. Wem tut das schon etwas zuleide? Diese Bauren warten ja gerne.

Letztlich aber, da raunte mir so ein Klotz von Berner Oberländer drohend ins Ohr: »Noch einisch u de git's uf dr Grind!«

So ein Rüpel an einer Hochschule. Die nackte Gewalt, wo der Geist versagt!

ali

Unter Göttern

oder: Nike, einmal anders

Rückschlüsse

Unmittelbar neben einem Sterbenden esse ich Kartoffelsalat. Glauben Sie nicht, dass ich deswegen irgendwelche Skrupel habe, obwohl mir der Appetit langsam vergeht; aber das liegt wohl mehr am Salat. Mein Nachbar stirbt nämlich seit längerer Zeit; sein Sterben hat sogar etwas durchaus Antikes (Heute stirbt man anders). Ausserdem handelt es sich lediglich um eine Kopie, die da ihren fürchterlich pathetischen

rativ? Die Szenerie lässt mich im klaren: Handelt es sich vielleicht um eine Ausstellung antiker Plastik? Die spärliche Beleuchtung an den Abend, gedämpft durch allerlei exotische Wucherungen, lässt dagegen nur den Schluss auf eine originelle Bar zu, mit einem Stich ins Makabre beispielsweise dastehend. (Inzwischen bin ich beim obligaten Endviantsalat, Waggonn müssen die eingekauft haben, bis zum Frühjahr wird es ihn geben!) Oder, frage ich mich jetzt schon, hat man die antike Welt gleichsam um uns herumgestellt, um an Tradition zu gemahnen? Um gipserne Geschichte zu suggerieren? Und dabei hat man sich vielleicht gedacht: Wer isst und trinkt, muss auch

wird, wo er doch gedacht war für Staatsakte, Immatrikulationsschwüre, akademischen Pomp, museale Führungen, wer weisst? Heute dagegen ist es kolossal faszinierend, auch Hüte und Mäntel ruhen zu sehen, wo sie nicht hingehören; lässig über eines Helden Haupt in die Stirn gedrückt, wo doch sonst nur mildes Licht, gedämpft durch Palmenschatten, auf alten Gesichtern ruhte.

Aufschlüsse

Während des Desserts erkundige ich mich geduldig nach studentischen Meinungen. Die Skala der keineswegs repräsentativen Umfrage ist klein; das Wort »Atmosphäre« wird bald glücklich gefunden, und ich werde mit lauter Windbeutel beschenkt. Weiter hilft mir schon ein »Nie darauf geachtet« oder gar ein »Mummenschanz«, gar nicht ein erstaunter Blick auf die neuentdeckte Umgebung, kaum ein »Du bist wohl Nationalökonom, was?«. Allgem. scheint der Hang zum Uebersehen der bleichen Kameraden unverkennbar. Die Frage ist, ob Gewöhnung grundsätzlich das Uebersehen fördert – hängt da nun Vasarely oder steht, liegt und stirbt Antikes – oder ob der Sprung vom Kartoffelsalat in die gipserne Welt schlechthin Humor, wenn nicht sogar Gleichgültigkeit verlangt: sie ist zu fern, um ohne museale Atmosphäre auszukommen, und zu gewichtig, um am falschen Ort Gespött zu werden!

Selbtschlüsse

Mittlerweile bin ich beim Kaffee angelangt, und der regt (wie Sing Out) bekanntlich zum Denken an; also denke ich ganz plötzlich an die Apfelsinenkiste, auf der ich einige Male gezwungen war, mein Mittagessen einzunehmen, an eine antike Gruppe gelehnt, mich über sterbende Krieger ärgern, wo ich doch unbesetzte Tische viel lieber gesehen hätte, Groll gegen gelben Gips hegend, denke daran, dass man jede Umwelt verändern könnte, komme auf schlimme Gedanken wie ein Musealbediener, der gerade den Blick gelehnt und wieder seine Runde machen muss und ... und da stürzt auch schon wer durch die Türe und fängt an, aber ich dachte wirklich nur einen winzigen Augenblick an die Rote Garde! Da stürmen also Rotgardisten und sind gar nicht zimperlich und ... Laokoon war denn auch prompt der erste: auch jetzt schrie er nicht (meine persönliche Ansicht), als er von drei

Rotgardisten am bleichen Haupt gepackt ... sieh mal an, wie leicht das Zeug in Stücke geht! Wer hätte das gedacht, dass niemand dahinter steht, dass sein Dasein hohl ist und sein Fall überhört wird, dass er gar kein Fall ist, sondern tatsächlich bloss Dekoration! Unerhört viel Staub erhebt sich! Wer hätte sich nicht schon gewundert, warum der Lichthof allabendlich strategisch gesäubert und gesaugt werden muss? Die Tradition ist's, die uns alle mit der Zeit vernebeln würde, geschähe dies nicht! Inzwischen – ich habe kaum eine Zigarette angezündet – haben die Rotgardisten (es sind natürlich verkleidete Uniballhelfer mit schönen roten Binden) eine malerische Gruppe um die Nike gebildet. Denken Sie übrigens bei »Nike« auch immer zuerst an die Atomrakete gleichen Namens? Sollten Sie aber wenigstens von Zeit zu Zeit; die ist nämlich nicht aus Gips. Was aber wollen die flinken kleinen Leute mit der Nike? Raten Sie! Die machen sich da zu schaffen, aber das Ding scheint ganz schön schwer zu sein, die Wurzeln der Tradition reichen bei ihr besonders tief, sie ist doch hoffentlich nicht einziges Symbol unserer westlichen Kultur. Schrecklicher Gedanke: Ist die Nike wirklich unserer Weisheit letzter Schluss? Aber was sehe ich? Unsere Strickstudentin bleibt seelenruhig sitzen, strickend, versteht sich, lebendes Gegenteil von der Job- und liebenswürdigen Susanne Heimgartner, aber darum nicht ebensovienig repräsentativ für die Zürcher Studentin, zweifellos sich in »Zeiten des Wohlstands und der Ruhe« während, nicht geneigt, bei der Abschaffung der Nike(n) auch nur einen Finger zu krümmen.

Also soll ich jetzt noch einen Kaffee trinken oder nicht? Sing Out hätte zweifellos diese Wirkung nicht gehabt; genau das ist auch der Grund, warum ich Kaffee vorziehe. Wenn ich aber noch einen trinke, werde ich vielleicht konstruktiv, erlasse Aufrufe zur Gründung akademischer Think Outs, beweise Zuvielcourage; überhaupt lassen sich gipserne Umwelten viel leichter nehmen, wenn man sie nicht symbolisch nimmt, wenn man nie an die andere Nike denkt, wenn man mit leeren altbekannten Gesten zufriedengestellt ist, wenn man sich weniger mit Kunst als mit Atmosphäre abgibt. Vielleicht sollte man doch einmal versuchsweise Vasarely im Lichthof plazieren.

Harald N. Clapham

Letzte Variation über das alte Thema

Wolf Biermann

Da mitten in Deutschland – Steck ein!
Steck tot!
Der Brüller, der Mörder, der Schnitter
– o Gott!
Ins Gas, mein Gott –
Kein Mensch ist verlor'n. Seid milde im Urteil!
Seid milde! Seid milde, Bürger, Christen!
Der Adolf Hitler hat seinen Hund geliebt,
der Adolf Eichmann liebte eine Jüdin,
der Gute –

Wer kappte Deutschlands Rosen die Köpfe nach 45?
Röslein Röslein Röslein rot –
Dass du ewig denkst an mich.
Jetzt aber legen die Ruin-Generale,
die Ruinen-Generale,
o Deutschland, der bleichen Mutter
einen Gürtel um die blütige Taille.
Und ich will's nicht leiden.
Und ich will's nicht leiden!

Alles und alles wird fehlen:
die Suppe im Topf,
das Salz in den Tränen,
die Tränen im Auge,
das Auge im Kopf,
der Kopf am Rumpf,
und fehlen wird der Tod, ja,
selbst der Tod krepieri.
Da wird nichts zum Sterben mehr da sein.
Des Todes Hoffnung ist dem Volk entrückt.

Erbarmt euch des Todes,
Menschen, erbarmt euch.
Rettet die Chance euch, zu sterben.
Zumindest –

Adieu, Kumpanen

Franz-Josef Degenhardt

Ich werd jetzt ziehn, Kumpanen, und kann mich erholen von diesem Land, vom Rhein gespalten bis nach Polen, dem Land, von meinem roten Sangesbruder drüben mit einem Arsch verglichen, das wir trotzdem liebea, auch wenn wir beide nicht von Maas bis Memel singen.
Von diesem Land mit seinen hunderttausend Dingen, den schönen Mädchen, Wäldern, Bieren, vollen Scheunen, den Führungskräften, Sonntagsworten und den Todeszäunen, aus diesem Land zieh ich jetzt fort, kann mich verschlafen, Kumpanen, darauf wollen wir noch einen saufen.
Adieu, Kumpanen, ich zieh in ein anderes Land.

Ich würg schon lang an diesen brei'gen Sonntagsprüchen, den Führungskräfte-schweiss kann ich nicht länger riechen.
Mir schlägt das Brüllen jener Leute auf den Magen,
die hunderttätärä sich auf die Schenkel schlagen.
Der Klassenzimmermief, der rüberweht von Osten
die Oberlehrerhymnen bringen mich zum Kotzen,
und wenn es knattert in der Nacht, sag ich mir: schlafe.
Ich seh zwar Zäune, doch was springt und fällt, sind keine Schafe.
Dass jeder dahin, wo er leben will, kann laufen,
Kumpanen, darauf wollen wir noch einen saufen.

Adieu, Kumpanen, ich zieh in ein andres Land.



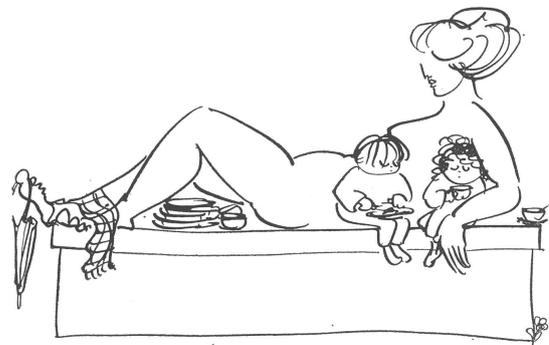
Franz-Josef Degenhardt wird am 6. März im Hechtplatztheater auftreten.

Ein Bomben ist gefallen

Hannes Stütz

Ein Bomben ist gefallen wohl in den kühlen Tag,
Mit ihren scharfen Krallen man sie nicht spüren mag.
Die Blümlein, sie spriessen nun gar nicht mehr so schnell,

Fortsetzung auf Seite 19



Das Land der Griechen mit der Seele suchend

Tod stirbt. Ueberhaupt, wenn ich so vom Salat aufschaue: hier wird ziemlich viel gestorben. Drüben windet sich Laokoon seit undenklichen Zeiten in Gips. Ob er nun doch schreit? Kopflös türmt sich Nike über resignierten Studentennacken: dass die hier keinen Salat machen können! Eine von unseren reizenden naiven, meines Wissens in diesen Blättern zu Unrecht nie erwähnten Lichthofstrickerinnen strickt neben dem sterbenden Gallier, strickt, als stürbe kein Gallier! Als habe dieser nicht auch noch zuvor seine bleiche, gipserne Ehefrau ins Schattenreich befördert! Nimmt man Tod hier rein deko-

einmal seinen Blick vom Tisch erheben, und nun wird dieser Blick vom Profanen weg in ungeahnte gipserne Reiche gelenkt. Aber wer erhebt überhaupt, und wer wird denn hier gelenkt? Und wohin? Und warum gerade hier beim Essen? Die lichtdurchflutete Decke deutet ohne Zweifel auf Geist. Die grünlichen Holzsockel unter den gestreichten Hellenen aus. Diskrete Ziffern lassen vermuten: Hier wurde gesammelt, nummeriert, arrangiert, die bleichen Gruppen stehen nicht von ungefähr verteilt. Allerdings ist es durchaus möglich, dass der Raum hier durch profanes Essen völlig zweckentfremdet

Linke Lieder

Wer »Protest Songs« hört, denkt an Bob Dylan, Joan Baez, an Donovan und Pete Seeger, vielleicht an Peter Paul and Mary oder an die Weavers; möglicherweise kommt ihm noch der Franzose Antoine in den Sinn, an deutschsprachige Künstler denkt er indessen kaum. Gibt es überhaupt deutsche Protest-Songs?

»Linke Lieder« heisst die Anthologie deutscher Protest Songs, welche Klaus Budzinski im Scherz-Verlag herausgegeben hat. Der Titel ist unglücklich gewählt und irreführend. Budzinski scheint sich dessen bewusst zu sein, wie aus seinem Vorwort deutlich hervorgeht: »Ihr Gemeinsames«, schreibt er zu den Liedern, »ist, dass sie politisch sind. Nicht, politisch links, sondern: nicht un-

politisch. Dass sie dem Gedanken mehr vertrauen als der unkontrollierten Emotion.«

Die folgenden Lieder – wie übrigens auch die Titelvignette und das Manuskript-Faksimile – entnehmen wir mit der freundlichen Genehmigung des Scherz-Verlages dem erwähnten Bändchen »Linke Lieder«.

Nachruf auf ein hohes Tier

Franz-Josef Degenhardt

In einem jener Häuser, aus denen Efeu quillt, mit Türmchen, Erkern, Nischen, Wetterfahnen, die sich im Zeitwind drehn, in einem Hause, angefüllt mit Tafelsilber, Deckchen, Tauben, Gipstitanen, mit samtbezoogenen Schachtelsitzen abends im Salon und einer Fahnenstange vorne am Balkon – da wurde der, der nunmehr im Grabe vor euch liegt, zu dem herangezöglicht, der schied, vom Tod besiegt, zu jenem hohen Tier mit gutem Stamm, das stets parierte, apportierte, alsdann seinen Lohn bekam.

Schon früh sprang er für Herrchen kopfüber in den Fluss und holte angespuckte Knüppel wieder.

Am Abend lag er lächelnd und brav bei Frauchens Fuss und hörte mit geschloss'nen Augen Schubert-Lieder.

Nie riss er aus, biss nie vor Läufigkeit die Tür,

er spielte nur mit Gleichem, und auch nur am Klavier.

Er bellte kurz und bündig, gab Pfötchen nur den Herrn, geschäfte an den Zäunen, die machte er nicht gern.

Das hohe Tier mit gutem Stamm, das stets parierte, apportierte, alsdann seinen Lohn bekam.

Man paarte ihn mit einer von gleichen guten Stamm. Er sorgte, dass die Jungen es noch besser hatten.

Er kriegte viele Preise, sogar das Goldne Lamm für Pflichtgefühl, besonders auch für gute Taten. Auf höhere Befehle, ein bisschen auch zum Spass, rottete er zum Beispiel die Pinscher rasse aus, liess von den alten Herren, wenn er verkauft war, ab, und führte viele Blinde behutsam bis ans Grab. Das hohe Tier mit gutem Stamm, das stets parierte, apportierte, alsdann seinen Lohn bekam.

In treuer Pflichterfüllung ereilte ihn der Tod, als ein Fass Bier von einem Wagen runterrollte, zersplitterte, und er auf seines Herrn Gebot die rohe Bastardmeute zerjagen sollte, die in der gelben Lache schlappete und lefzand soff – der war's wohl, dem der Geifer aus seiner Schnauze troff, der flachbeinige Köter mit Krokodilsgebiss, der ihm mit einem Schnappen den Kopf vom Rumpfe riss, dem hohen Tier mit gutem Stamm,

das stets parierte, apportierte, alsdann seinen Lohn bekam.

Er bleibt uns unvergessen mit seinem treuen Blick, dem schadlosen Gebiss und den gepflegten Pfoten. Zerbrochen ist nun endlich sein oftgebeugtes G'nick. Zieht eure Hüte und nehmt Abschied von dem Toten!

Er tat das, was er musste bescheiden, redlich, und in allem, was er machte, war er ein ganzer Hund. Sein Abbild sollte daher auf jedem Schreibtisch stehn, dass alle Schreibtischträger ihm stracks ins Auge sehn, dem hohen Tier mit gutem Stamm, das stets parierte, apportierte, alsdann seinen Lohn bekam.

Ballade vom Mann, der sich eigenhändig beide Füsse abhackte

Wolf Biermann

Es war einmal ein Mann, der trat mit seinem Fuss, mit seinem nack'ten Fuss in einen Scheisshaufen.

Er kelte sich sehr vor seinem einen Fuss. Er wollt mit diesem Fuss kein Stück mehr weiter gehn.

Und Wasser war nicht da zu waschen seinen Fuss. Für seinen einen Fuss war auch kein Wasser da.

Da nahm der Mann sein Beil und hackte ab den Fuss. Den Fuss hackte er ab in Eil mit seinem Beil.

Die Eile war zu gross. Er hat den saubren Fuss, er hat den falschen Fuss in Eile abgehackt.

Da kriegte er die Wut und fasste den Entschluss, auch noch den andern Fuss zu hacken mit dem Beil.

Die Füsse lagen da, die Füsse wurden kalt.



davor sass kreideweiss der Mann auf seinem Steiss.

Es hackte die Partei sich ab so manchen Fuss. So manchen guten Fuss abhackte die Partei.

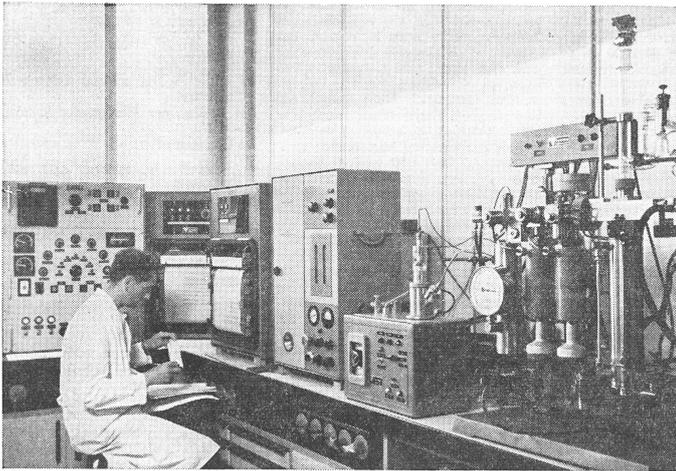
Jedoch im Unterschied zu jenem obigen Mann wächst der Partei manchmal der Fuss auch wieder an.

Soldatenmelodie

Wolf Biermann

Soldat, Soldat in grauer Norm,
Soldat, Soldat in Uniform,
Soldat, Soldat, ihr seid soviel,
Soldat, Soldat, das ist kein Spiel,
Soldat, Soldat, ich finde nicht,
Soldat, Soldat, ein Angesicht,
Soldaten sehn sich alle gleich,
lebendig und als Leich.

Soldat, Soldat, wo geht das hin?
Soldat, Soldat, wo ist der Sinn
Soldat, Soldat, im nächsten Krieg,
Soldat, Soldat, gibt es kein'n Sieg.
Soldat, Soldat, die Welt ist jung,
Soldat, Soldat, so jung wie du,
die Welt hat einen tiefen Sprung,
Soldat, am Rand stehst du.



Wissenschaftliche Forschung und praktische Technik — in den Sulzer-Produkten sinnvoll verbunden

Ausgewählte Werkstoffe, materialgerechte Bearbeitung und hohe Genauigkeit der Teile ergeben beste Maschinen und Apparate. Wissenschaftlich überwachte Fabrikation verwirklicht den Fortschritt im hochstehenden Sulzer-Produkt.

SULZER

Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft
Winterthur

1112-1

Eine gute Wahl

Regierungsrat Dr. med. Urs Bürgi ist der Mann, der das Vertrauen aller verdient!

Mit Schwung, Initiative und Sachkenntnis hat Regierungsrat Bürgi vor vier Jahren die kantonale Gesundheitsdirektion übernommen.

Mit Schwung, Initiative und Sachkenntnis sind seither bedeutende sozialpolitische Aufgaben gelöst oder in Angriff genommen worden.

Die moderne Konzeption der Gesundheitspolitik ist klar erkennbar: Erneuerung und Erweiterung kantonaler und regionaler Spitäler und Anstalten, vermehrte Bekämpfung von »Kulturkrankheiten«, Erleichterung der wissenschaftlichen Forschung.

Die Menschen stehen im Mittelpunkt: Die Alten und Kranken, das Pflegepersonal, die Aerzte und ihre Assistenten. Diese schicksalsverbundene Gemeinschaft spürt die fachkundige Leitung der Gesundheitsdirektion, die Persönlichkeit von Regierungsrat Bürgi und seiner Mitarbeiter.

Was kraftvoll begonnen und an die Hand genommen, muss im Interesse aller Zürcher, der jungen wie der älteren Generation, der Generation von heute und von morgen, fortgeführt werden.

In den Regierungsrat daher erneut:

Dr. med. Urs Bürgi

Fortschrittliche Zürcher wählen die Fünferliste — die »Liste der Qualität und der aufbauenden Zusammenarbeit«:
Brugger, Bürgi, Günthard, Mossdorf, Meier

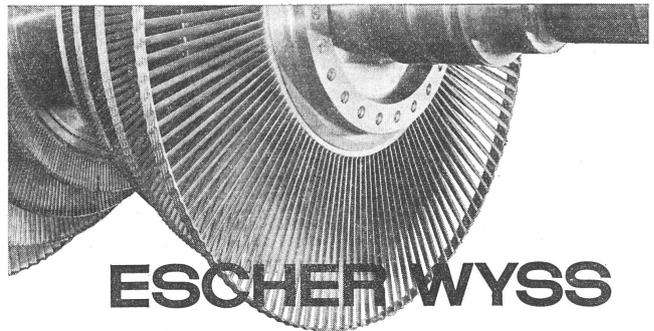


Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J.R.Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschaftler, Betriebswirtschaftler und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work. Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazie, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J.R.Geigy A.G., Basel

Geigy

A19



ESCHER WYSS

Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



Die Vielfalt der Wissenschaft und die Philosophie

Von Prof. G. Huber

Wissenschaft und Philosophie

Zusammenfassung der ersten Vorlesung innerhalb der interdisziplinären Vorlesungsreihe der Universität und ETH (WS 66/67)

Der Anstoss zu unserer Vorlesungsreihe liegt in der Erfahrung, dass die Angehörigen verschiedener Wissenschaftszweige heute einander nur noch mit Mühe oder überhaupt nicht mehr verstehen. Wissenschaft ist keine verständliche Einheit mehr, sondern aufgespalten in eine Vielzahl gegeneinander abgegrenzter Disziplinen.

Hinter diesem Faktum steht als geschichtlicher Grundvorgang die seit der Antike, in der Neuzeit beschleunigt sich vollziehende Ablösung der Einzelwissenschaften aus dem Gesamtzusammenhang der Philosophie, dem sie anfänglich zugehört haben; die Wissenschaften entwickeln sich zu eigenständigen Spezialdisziplinen mit je eigener Sprache (Physik, Psychologie, Soziologie usw.).

Für die Philosophie bedeutet dieser Vorgang, dass sie die Gegenstände ihrer Spekulation zunehmend an die Einzelwissenschaften abzutreten hat und schliesslich, da alles zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung gemacht werden kann, auf blosser Erkenntnistheorie und Methodologie der Wissenschaften reduziert scheint – so die positivistische Interpretation jenes Grundvorgangs. Jedoch:

Was ist Wissenschaft?

Das wissenschaftliche Erkennen zeichnet sich aus durch die methodische Durchbildung des rationalen Erkenntnisprozesses, die in jeder Disziplin einen eigentümlichen Charakter hat. Dem entspricht, dass das, was in einer Wissenschaft als *Gegenstand* erkannt wird, ein je Besonderes ist ein Ausschnitt, Teilbereich oder Aspekt des Seienden. Aus dieser Zuordnung von spezifisch durchgebildeter, rationaler Erkenntnisform und je besonderem, teilhaftem Erkenntnisgegenstand ergibt sich die für das wissenschaftliche Erkennen wenigstens der Idee nach charakteristische *Erkenntnisgewissheit*, seine Zuverlässigkeit.

Es wird daraus auch deutlich, dass die Spezialisierung des wissenschaftlichen Erkennens in einer Vielzahl einzelner Fachwissenschaften etwas Notwendiges darstellt. *Wissenschaft* ist nach *Gegenstand* und *Methode* wesentlich *speziell*: nicht ein Kosmos der Erkenntnis eines Ganzen, sondern Inbegriff von Teilerkenntnissen, deren Zusammenhang fraglich bleibt.

Was ist Philosophie?

In Abhebung von diesem formalen Begriff der Wissenschaft lässt sich das Wesen der Philosophie in elementarer Weise bestimmen. Gegen den Positivismus ist zu behaupten, dass die Philosophie durch die grossartige Entfaltung der Fachwissenschaften keineswegs überflüssig gemacht oder auf blosser Erkenntnistheorie reduziert worden ist. Während die Wissenschaften spezialistisch auf Teile gerichtet sind, steht das Ganze, aus dem diese Teile abstrahiert sind und dem sie irgendwie zugehören, nicht im Blick des wissenschaftlichen Erkennens. Eben auf dies Ganze – das *Ganze der Wirklichkeit* – richtet sich die ursprüngliche Erkenntnisintention der Philosophie, und die Frage nach dem Ganzen stellt heute eine so legitime Erkenntnisfrage wie je. Philosophie hat hinter die abstrakten Teilaspekte, die in den Wissenschaften sichtbar werden, zurück- und über sie hinauszufragen nach dem Wirklichkeitsganzen. Dies ist ihr »Gegenstand«.

Solche philosophische Fragestellung kann sich nicht in einer fachwissenschaftlichen Methode ausbilden. Die »Methode« der Philosophie ist das *Denken*. Ihrem Thema, dem Ganzen der Wirklichkeit, gemäss scheint ein Denken, das von Grund aus *fragenden* Charakter hat: das Denken der Besinnung. Solches Denken schliesst sich nicht ab gegen die erlebnismässige Fülle der Weltgehalte, sondern sucht die Erfahrung in ihrer ganzen Breite und Fülle aufzunehmen, ohne Einschränkung auf die im engem Sinn rationalen Aspekte des Wirklichen. Und darum ist der Mensch am Vollzug der philosophischen Besinnung in einer umfassenden Weise beteiligt, nicht nur mit seiner teilhaften Rationalität.

Die im Philosophieren intendierte universale Wirklichkeitskenntnis vermag sich freilich nicht zu einem abschliessenden Totalwissen zu vollenden, sondern sie bleibt *Bewegung* auf dem Weg vom Nichtwissen zum Wissen hin

– stets *erneut* nach dem Ganzen *fragendes* Denken.

Das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass die *Philosophie* grundsätzlich *nicht Wissenschaft* sein kann; denn ihre Erkenntnisintention ist durch echte Universalität gekennzeichnet, während *Wissenschaft* vermöge ihrer methodischen Konstitution notwendig partikulär bleibt. Demgemäss muss es sich ein kritisches Selbstverständnis der Wissenschaft versagen, ihre Ansätze zu einem umfassend sein wollenden Weltbild auszuweiten. Solche Ausweitung im Namen der Wissenschaft kann nur zu einem pseudowissenschaftlichen Weltbild führen, das bei Lichte besehen einen beschränkten, seiner selbst nicht bewussten und darum unkritischen halbphilosophischen Entwurf darstellt. Andererseits darf ein im Ansatz universaler, kritischer philosophischer Entwurf für sich grundsätzlich keine wissenschaftliche Erkenntnisgewissheit beanspruchen. Denn das philosophische Denken bleibt, wie sich noch zeigen wird, enger an die Wirklichkeit des jeweils denkenden Menschen gebunden.

Eine solche Abgrenzung zwischen Philosophie und Wissenschaft bedeutet nicht deren Beziehungslosigkeit oder gar eine Geringschätzung der Wissenschaft durch die Philosophie. Im Gegenteil. *Wissenschaft* ist heute eine *fundamentale Gegebenheit* für alles *philosophische Denken*, sowohl in ihren jeweils erreichten Resultaten wie vor allem auch als ein Element der philosophischen Gesinnung, welche die Redlichkeit sachlichen Wahrheitswillens, wie er sich in den Wissenschaften betätigt, einschliessen muss. Aber gegen den Positivismus muss betont werden, dass sich Philosophie nicht im Wissenschaftlichen erschöpfen kann, sondern

Das philosophische Denken

Im weitern soll nun über die bisherige, einmässigen schematische Darstellung hinaus eine etwas tiefer dringende Kennzeichnung des philosophischen Denkens versucht werden.

Grundlage: Erfahrung

Wenn für die philosophische Erkenntnisbemühung Universalität kennzeichnend ist, dann bedarf es eines wenigstens im Ansatz adäquaten Zugangs zu dem, was als das Ganze der Wirklichkeit Thema wird. Dieser Zugang ist nicht schon im blossen Denken eröffnet, sondern allein in der *Erfahrung*, sofern grundsätzlich alles, was in ihr vorkommt, in Betracht gezogen wird. Erfahrung ist die Grundlage philosophischen Denkens; dies Denken expliziert die Erfahrung (was nicht empiristisch misszuverstehen ist, sondern gerade auch die apriorischen Momente der Erfahrung einschliesst).

Erfahrung meint dabei die Weise, wie uns die Welt unmittelbar gegeben ist, wie wir sie alltäglich als wirklich erleben. Diese erfahrene und erfahrbare *Gegebenheit* muss vom Denken in ihrer ganzen Breite und Fülle grundsätzlich aufgenommen werden, in dem wie sie als wirklich zeigt – ohne Einschränkung etwa auf das, was innerhalb einer bestimmten methodischen Einstellung rational fassbar wird. Solche rationale Präparierung des Erfahrenen ist den Wissenschaften eigen und verwandelt Erfahrung in Empirie (im physikalischen Experiment wird das Gegebene eingeschränkt auf die exakte Feststellung gewisser Messdaten, und der Wirklichkeitsbezug, von einer vorantwortenen Theorie her präpariert, wird zu einem abstrakten). Demgegenüber umfasst die Erfahrungsgrundlage der Philosophie nicht nur die wissenschaftliche Empirie, sondern auch und ursprünglicher noch das, was in dieser aufzufallen – etwa die Fülle der sinnlich erfahrbaren Qualitäten, von denen die physikalische Interpretation der Natur bei der Quantifizierung methodisch abstrahiert. Der erlebnismässige Gehalt der Erfahrung ist von höchster Bedeutung für das philosophische Denken.

Zentrale Stellung des Menschen

Dies nun gibt dem denkenden Menschen innerhalb der philosophischen Besinnung ein besonderes Gewicht. Während bei den Wissenschaften die volle menschliche Wirklichkeit des Erkennenden nicht in den Erkenntnisvorgang

den Wissenschaften gegenüber zugleich einen eigenen Ursprung hat.

Auf der andern Seite muss deutlich werden, dass in aller *Wissenschaft* auch ein *philosophischer Antrieb* steckt, der über das Wissenschaftliche grundsätzlich hinausweist. Dieser Antrieb bekundet sich bei bedeutenden Forschern als die Unbedingtheit des Erkenntniswillens, als Überzeugung von einer letzten Sinnhaftigkeit wissenschaftlicher Wahrheitsforschung, – Momente, die weder innerhalb der einzelnen Disziplin noch durch den Inbegriff der Fachwissenschaften eine zulängliche Begründung finden, sondern auf das philosophische Motiv universaler Erkenntnis verweisen.

Dies Philosophische innerhalb der Wissenschaft selbst begegnet heute auch noch in einer andern Gestalt: im interdisziplinären Hinausfragen über die Grenzen der jeweiligen Fachwissenschaft. Zwar erwachsen interdisziplinäre Fragestellungen durchaus auch aus spezifisch fachwissenschaftlichen Motiven (etwa bei der Anwendung physikalisch-chemischer Methoden in der Medizin oder bei der der mathematischen Statistik in der Oekonomie). Wo aber heterogene Methoden an komplexen Objekten zusammentreffen (wie etwa in der Archäologie die physikalische und die historische Betrachtungsweise), kann die Erfahrung gemacht werden, dass der gemeinsame fachwissenschaftliche Boden für eine Verständigung fehlt. Sofern dieser Boden dann in einem Dritten gesucht werden muss, meldet sich unvermeidlich das *Interdisziplinäre* in einem *philosophischen Sinn*; der Uebergang von fachwissenschaftlichen Fragen zu prinzipiell-philosophischen (wie nach dem Zusammenhang der verschiedenen fachlichen Aspekte am gemeinsamen Forschungsobjekt) erweist sich in der Tat als ein fliessender.

Wissenschaft und Philosophie sind also nicht nur prinzipiell verschieden, sondern Philosophie ist auch ein Grundantrieb im wissenschaftlichen Forschenden und möglicher Boden der interdisziplinären Verständigung.

und dessen Resultat, die Erkenntnis, eingeht, sondern im Gegenteil die Tendenz besteht, das wissenschaftlich zu Erkennende durch Vergegenständlichung in die Distanz des Objektiven zu rücken, so dass es in gewisser Weise immer nur »von aussen« erfasst wird, ist der *Erkennende* in dem Ganzen, auf das sich die philosophische Intention richtet, selber als ein *Teil* beschlossen: das Ganze kann nicht »von aussen«, sondern nur »von innen« her aufgefasst werden – durch den Menschen, der selber in seiner Beziehung zum Ganzen einbezogen und an diesem darum »beteiligt« ist.

In welchem genaueren Sinn ist der Mensch dabei Teil des Ganzen? Keineswegs bloss in einem materiell-räumlichen Sinn, indem der einzelne Mensch in seiner Leiblichkeit lediglich wie ein Ding neben anderen Dingen in der Welt vorkäme, sondern so, dass er als *Erkennender* eine ausgezeichnete Stellung einnimmt: er »sieht« das andere und »weiss« von ihm. Und dergestalt steht er in gewisser Weise im *Zentrum* des Ganzen. Er ist die erlebende Mitte eines Ganzen, dessen Strukturen räumlicher, zeitlicher, funktioneller und bedeutungsmässiger Art je auf den als Ich bezeichneten Ort in der Welt zu laufen und von ihm ausgehen. Die erlebte und erfahrene Welt ist zentriert im Ich, und also – da es viele Menschen gibt – vielfach ichhaft zentriert. Erkennen meint nichts anderes als das ausdrückliche und gegliederte Gegenwärtigen der Welt in ihren Strukturen und Gehalten durch das jeweilige Ich, welches mittelpunkthafte Stelle ist, wo die Welt in einer je besonderen Weise gegenwärtig wird. Ich kann darum die Welt nicht letztlich von mir abrücken,

sondern ich bin erfahrend und erkennend in ihr als ihr zentral betroffener Teil. Philosophisches Denken aber versucht, aus dieser Betroffenheit das welthafte Ganze fragend zu durchdringen, und ist solcherart wesentlich *beteiligt*es Denken.

Das Existentielle

Die Wirklichkeit des erfahrenden und erkennenden Menschen vollendet sich im *Handeln*. Indem er in die Welt tätig eingreift, verändert er sie und damit zugleich sich selbst. Solche handelnde Verwirklichung ist aber kein bloss faktisches Geschehen, sondern als Erkennender fragt der Mensch nach der Richtigkeit seines Tuns und versucht dieses Tun gemäss seiner Einsicht zu bestimmen. Richtigkeit des Tuns erschöpft sich dabei nicht in äusserer Zweckmässigkeit, sie bedeutet darüber hinaus auch die Richtigkeit angesichts des sittlich fundamentalen Unterschiedes von Gut und Böse. Diese *ethische Richtigkeit* ist ein konstitutiver Gesichtspunkt menschlichen Handelns, und in ihrem Umkreis kann der Mensch einen letzten Anspruch erfahren, den des ethisch Unbedingten (im Sinne Kants oder Platons), der an sein Handeln gestellt ist und aus dem die ethisch bestimmte Verantwortung erwächst.

Die Wirklichkeit, die der Mensch aus solchem Handeln unter dem unbedingten Anspruch des Ethischen gewinnt, nennen wir heute (in Anschluss an Kierkegaard) seine *Existenz*. Sofern der Mensch in seinem Wirklichkeitsbezug als erfahrend und erkennende Mitte des Ganzen zugleich existiert, d.h. in ethisch bestimmten Handlungen sich verwirklicht, können wir ihn als die existentielle Mitte des Ganzen bezeichnen.

Von da her hat das philosophische Denken den weitern Wesenszug, *existentielles Denken* zu sein. Dies bedeutet, dass der philosophische Gedanke auf der einen Seite Ausdruck der Wirklichkeit des Menschen ist, der ihm vollzieht (was ich philosophisch denke, hängt davon ab, was ich als Mensch bin) – und dass auf der andern Seite das philosophisch Gedachte auf die Wirklichkeit des Menschen zurückwirkt, indem es sie zu verändern beansprucht. Während die Wissenschaft zwar durch das Medium der Technik die menschliche Umwelt von Grund aus umzugestalten vermag, aber doch keine ethische Wahrheit zutage fördert, betrifft die Wahrheit, nach der die Philosophie fragt, den Menschen in seinem sittlichen Kern und beansprucht ihn so, dass sich im existentiellen Handeln seine Beziehung zum Ganzen verwirklichen muss. Hier liegt die eigentliche Schwierigkeit des Philosophierens (und nicht in der allenfalls komplizierten Begrifflichkeit). Wo aber die Philosophie diese existentielle Tiefe nicht erreicht, da wird sie unernst, droht sie auszuarten in ein rationales Spiel und verliert das eigentlich Philosophische.

Relativität

Mit dem Dargelegten ist nicht nur von aussen her etwas über Philosophie gesagt worden; wir sind, sofern wir mitvollziehend verstehen, schon selber eingetreten in philosophisches Denken. Die gegebene Kennzeichnung der Philosophie durch die Grundzüge von Universalität und Existentialität ist schon ein wesentliches Resultat des Philosophierens. Das bedeutet aber auch, dass diese Kennzeichnung nicht unbestritten bleiben wird. Doch dies bestätigt nur, dass philosophische Fragen – und so auch die Frage, was Philosophie sei – nicht in unbeteiligter Neutralität, sondern nur in eigener philosophischer Stellungnahme beantwortet werden können.

Zugleich ergibt sich daraus ein weiterer Grundzug des philosophischen Erkennens: seine *wohlverstandene Relativität*. Das philosophische Streben nach universaler Erkenntnis vollendet sich nicht zu totalen Wissensbesitz. Die

erreichbare Erkenntnis ist immer die von existierenden Menschen und steht unter Bedingungen der Ichhaftigkeit. Das Ganze zeigt sich dem Menschen vom Punkt seines Ich aus, notwendig also in Perspektiven, die relativ sind auf den, der erfährt, denkt und handelt, existierend philosophiert. Auch die philosophische Perspektive hat ihre Relativität (wiewohl sie Perspektive des Ganzen ist), ihre Bezüglichkeit auf den existierenden Menschen. Und gerade ihr existentieller Charakter macht solche Relativierung der universalen Perspektive unabdingbar.

Mit dieser Relativität (die freilich nicht Relativismus meint) wird grundsätzlich anerkannt, dass es ausser der meinen auch andere philosophische Perspektiven gibt, welche ihr grundsätzliches Recht haben können. Darum gehört es zur philosophischen Bemühung, nach Möglichkeit auch andere Perspektiven aufzusuchen und sich von dem, was in ihnen sichtbar wird, betreffend zu lassen, anstatt sich in die vermeintliche Absolutheit der eigenen Position zu verschliessen. In der offenen *menschlichen Auseinandersetzung* vollzieht die Philosophie die Relativität ihrer zugleich universalen und existentiellen Erkenntnisbemühung.

Heutige Aufgaben der Philosophie:

Unsere Epoche ist gekennzeichnet durch eine an die Wurzel greifende Veränderung aller Lebensverhältnisse im Zeichen der Technik und, damit verbunden, durch die Auflösung oder doch Umschmelzung der überlieferten geistigen Gehalte und religiösen Bindungen. Die technische Lebensveränderung bedeutet zugleich echten Fortschritt und mannigfache Bedrohung des Menschen (bis hin zur möglichen Selbstvernichtung der Menschheit), und der geistige Auflösungsprozess führt viele in eine letzte Orientierungslosigkeit. In dieser Situation hat die Philosophie ihre epochale Aufgabe.

Philosophie ist der Versuch, aus eigener Besinnung zu einer Orientierung in der Welt zu gelangen und unter dem Anspruch letzter ethischer Forderungen Handlungsmöglichkeiten zu erkennen, in deren Realisierung der Mensch sein Leben sinnvoll gestalten kann. Wo den Menschen die Sinnorientierung abhanden gekommen ist, hat die Philosophie, die sie in *existentieller Besinnung* neu zu gewinnen versucht, vielleicht eine grössere Bedeutung als in manchen andern Epochen. Der Ernst solcher Besinnung aber kann durch die Erfahrung der apokalyptischen Zeichen der Zeit aufs Höchste gesteigert werden.

Eine andere wesentliche Aufgabe ist der Philosophie heute im Hinblick auf die interdisziplinären Zusammenhänge innerhalb der Vielfalt der Wissenschaft gestellt. Die Frage nach diesen Zusammenhängen wird zwar primär von einzelnen Wissenschaften her aufgeworfen; aber wenn man sie ernstlich verfolgt, führt sie mit Notwendigkeit zu philosophischen Problemstellungen: *interdisziplinäre Verständigung* gibt es letztlich nur auf dem Boden eines mehr oder weniger expliziten Philosophierens. Dies läuft auf die Forderung hinaus, die Wissenschaft habe sich einzulassen auf philosophische Besinnung. Nicht in der Weise freilich, dass Philosophie lediglich von aussen her an die Wissenschaften herantreten würde; sondern sie muss sich auch von innen her aus den Einzelwissenschaften entfalten als die grundsätzliche Besinnung des Fachwissenschaftlers auf sein Tun. Der in der Forschung liegende philosophische Antrieb muss explizit werden und die einzelnen Disziplinen in ihrer Verflochtenheit miteinander durchwirken. Nur in der Kooperation von wissenschaftlicher Forschung und philosophischer Besinnung, die auch von der Forschung selbst herkommt, kann das Interdisziplinäre angemessen entfaltet werden.

Das Philosophische solcher Besinnung müsste sich kraft des Existentiellen in ihm auch so auswirken, dass sich der Wissenschaftler unausweichlich vor die Frage seiner *Verantwortung* gestellt sieht. Wissenschaft ist nicht theoretisches Erkennen, das praktisch folgenlos bliebe, sondern wegen der mit ihr notwendig verbundenen Technik heute keines folgenloseres Tun, das die Welt von Grund aus umgestaltet. Die Frage, ob und wie weit der Wissenschaftler für die Folgen seines Tuns einzustehen habe, ist mit den Mitteln der Wissenschaft nicht zu bewältigen. Ihr kann nur ein Denken gewachsen sein, das durch seinen universalen Ausblick und durch sein existentielles Gewicht sich als philosophisches Denken erweist.

Die Vielfalt der Wissenschaft

Programm für das Sommersemester 1967

27. April	Betriebswissenschaft	W. F. Daenzler
11. Mai	Geographie	H. Gutersohn
18. Mai	Organische Chemie	C. H. Eugster
1. Juni	Psychologie	H. Biäsch
8. Juni	Theoretische Medizin	E. Töndury
15. Juni	Experimentalphysik	G. Busch
22. Juni	Klinische Medizin	W. Löffler
29. Juni	Waldbau	H. Leibundgut
6. Juli	Architektur	H. Hoelsli
13. Juli	Theologie	E. Schweizer

Ort: Aula der Universität

Zeit: Donnerstag, 20.15 bis 21.45 Uhr



Evangelische Volkspartei

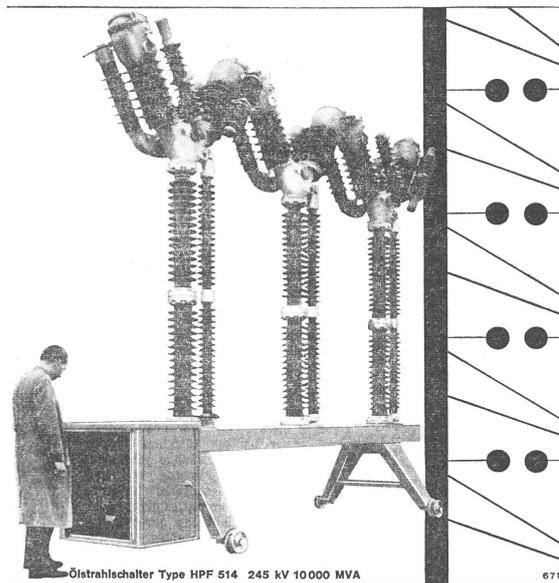
IHR Regierungsrat: **WILLY SAUSER**

dipl. Ing. ETH

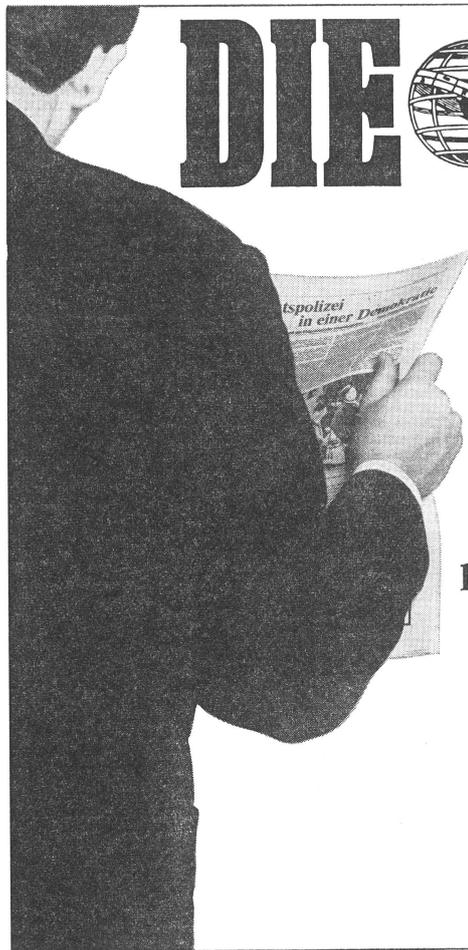
Die integre Persönlichkeit, bewährt in Wirtschaft und Politik (Nationalrat), aufgeschlossen, tüchtig, erfahren, vertraut mit den Anliegen der akademischen Jugend.

Es genügt nicht...

die Fortschritte der Technik zu erkennen,
man muss sie beherrschen:
Die Industrie braucht Elektro-Techniker.



S&S Sprecher & Schuh AG Aarau



DIE WELTWOCHEN

gewährt Ihnen

30%

Studentenrabatt!

Statt Fr. 24.— zahlen Sie
pro Jahr nur Fr. 16.80

Benützen Sie den untenstehenden Bestellschein.

Ich bestelle ein Studentenabonnement auf die Weltwoche für die Dauer von
1/2 Jahr Fr. 9.80
1 Jahr Fr. 16.80
(Nichtzutreffendes streichen)

Name: _____

Fakultät: _____

Strasse: _____

PLZ/Ort: _____

Einsenden an: Die Weltwoche, Postfach, 8021 Zürich

Krieg und Frieden der Antis / Von Dr. Peter Sager

Stellvertretend für alle, die den Standpunkt eines differenzierten Antikommunismus behaupten, spricht im folgenden Dr. Peter Sager, der Leiter des Berner »Ost-Institutes«. Dass ich mich mit Sagers Artikel nicht in eine Diskussion einlasse, ist keineswegs Zeichen für mein stillschweigendes Einverständnis; ich glaube im Gegenteil, es liesse sich sehr wohl antworten. Aus Rücksicht aber auf die schon in der letzten Nummer des »zsz« genügend strapazierten Leser,

unterbleibt es diesmal; – eine Seite »Krieg« mag fürs erste genügen. Jedoch: Da das Gespräch einmal so schön in Gang gekommen ist, soll es im nächsten Semester wieder aufgenommen werden. In einer umfassenden Arbeit, wird es Beat Ganter unternehmen, die offizielle marxistisch-leninistische Doktrin zu rekapitulieren. Darauf wird zu entgegnen sein.
Georg Kohler

Georg Kohler hat im »Zürcher Student« Nr. 7 unter dem Titel »Krieg der Antis die Stellung des Anti-Kommunismus bezogen. Seine verhältnismässig sachliche Meinungsäußerung bietet Ansätze zu einem echten Gespräch.

Wenn wir die Freiheit als persönliche Zuständigkeit zur sittlichen Entscheidung definieren und aus Toleranz diese Zuständigkeit jedem Individuum zubilligen, so folgt daraus, dass ein der Freiheit und Toleranz verpflichteter Mensch keine Glaubensinhalte irgendwelcher Art bekämpft. Er mag einigen zustimmen, er mag andere ablehnen; er mag seine Billigung oder Ablehnung dieser oder jener Glaubensinhalte öffentlich bekunden; nie aber wird er mit Gewalt gegen Glaubensinhalte vorgehen, die ihm nicht zuzugun.

Gerade darum muss ein der Freiheit und Toleranz verpflichteter Mensch es jedem andern versagen, Glaubensinhalte irgendwelcher Art mit Gewalt durchzusetzen. So würde ich mit jedem zulässigen Mittel gegen ein ausserhalb des Notstandes beabsichtigtes Verbot etwa der PdA kämpfen, freilich ohne zu glauben, was sie propagiert.

Kohler bezichtigt die »Antikommunisten«, ein falsches Verständnis des Kommunismus verbreitet zu haben. Das totale Herrschaft sei nicht total, das System nicht frei von innerer Kritik. Scheinbar allen Gegenargumenten vorgehend, nennt Kohler die Symbole, auf denen der »Antikommunismus« gewachsen sei: Greuel der russischen Revolution, Tücke der kommunistischen Agitatoren, Molotows Njet, Workuta, Ungarn, Berliner Mauer, Eiserner Vorhang, angestrebte Weltherrschaft, die Partei-Ausschlüsse Havemanns und Kolakowskis, die Prozesse gegen Sinjowski, Daniel und Mihajlov. Diesen Erfahrungen zum Trotz sei der Kommunismus differenziert zu betrachten. Der Stalinismus sei ein geschichtliches Phänomen und werde vom Prozess der Geschichte überwunden.

Das Gefecht vor dem Spiegel

Ist sich Kohler wohl bewusst, wie leicht in seinem Artikel die Vorzeichen vertauscht werden können? An Stelle McCarthys stünde Stalin, den Platz des »sternen Antikommunismus« (dessen Verirrungen aufzuführen wären) nähme der dogmatische Kommunismus ein – und fertig wäre ein ebenso beredetes Plädoyer für den differenzierten Antikommunismus. Aus solcher These und Antithese muss die Synthese erarbeitet werden, und Kohler, als geschicklicher Dialektiker, sollte bereit sein, diesen Schritt mitzutun.

Von den Grundlagen des Antikommunismus

Was Kohler übersieht oder übersehen will, ist ein differenzierter Antikommunismus, der nicht stur und statisch ist; dessen Sitrne nicht vernagelt ist, weil er weniger rasch den bequemem Mantel des Vergessens breitet; der sich dem Gespräch nicht verschliesst, weil er Stellung nimmt.

Der Antikommunismus, wie wir ihn verstehen, ist keine Ideologie, sondern eine gegenüber der kommunistischen Aggression besonders formulierte Haltung der Freiheit und Toleranz. Gegenüber andern konkreten Bedrohungen der Freiheit und Toleranz sind andere, ebenso klare Haltungen zu formulieren, zum Beispiel Antinationalsozialismus oder Antifaschismus.

Christentum eintrete, so könnte etwa ein den Kommunismus ablehnender Buddhist um Einsatz für das Christentum angehalten werden. Das wäre geistig unredlich. Oder dem Buddhisten könnte die Sache des Antikommunismus als ausschliessliche Angelegenheit des Christentums erscheinen. Das wäre politisch eine Fehlleistung.

Von hier aus wird begreiflich, dass und warum der Antikommunismus sich nicht in erster Linie mit den kommunistischen Glaubensinhalten beschäftigen muss. Er bezieht seine Legitimierung nicht von ablehnungswürdigen Glaubensinhalten, sondern von abzulehnenden Methoden zu ihrer Durchsetzung. Mithin wird der Antikommunismus dauernd und sorgfältig studieren, ob und inwieweit die sich wandelnden

Ueber den angeblich differenzierten Kommunismus

Während Georg Kohler auf dem Auge, mit dem er den Antikommunismus untersucht, kurz sieht, betrachtet er den Kommunismus mit dem andern Auge durch eine rosige Kontaktlinse. Er nennt Havemann, Kolakowski und Mihajlov, die zwar in ihrer Aussage behindert würden, aber eben doch mit beschränkter Wirkung tätig sein könnten, und vollbringt das Kunststück, diese und andere (wir denken etwa noch an russische, ungarische und rumänische) Schriftsteller dem »Kommunismus« zuzuordnen.

Keinesfalls darf man diese Leute der kommunistischen Bewegung zuzählen (und mögen sie gar der Partei angehören), um sie dann als Beweise für die Wandlungskraft des Kommunismus zu zitieren. Denn: wenn sie versuchen, Formwandlungen des Kommunismus innerhalb der Partei anzustreben, so sind sie aus taktischen Gründen dazu gezwungen. Selbst unter den Verhält-

Einige Richtigstellungen

»Der Antikommunismus bedrohe, was er zu verteidigen behauptet«, nämlich die Freiheit, sagt Kohler, und bleibt jeden Beweis schuldig. Man ist versucht zu fragen, ob Kohler wegen seines anti-antikommunistischen Artikels Gefahr läuft, ins Gefängnis zu kommen, wie etwa ein Mihajlov wegen seiner antidogmatischen Haltung eingekerkert worden ist.

Kohler hat zwar vorweggenommen, dass ihm ein solches Argument entgegengehalten werde; doch hat er es damit »entkräftet«? Es bleibt die erste Frage nach den Beweisen für diese Behauptung. Falls aber Kohler eine Antwort formuliert, muss er darauf bedacht sein, nicht den antiquierten Methoden eines McCarthy zu verfallen: »Guilt by association« und Hexenjagen sind in unserer westlichen Welt – glücklicherweise – überwundene Phänomene.

Der Antikommunismus sei nicht gesprächsbereit, deutet Kohler an. Sehr zu Unrecht. Die meisten Antikommunisten haben sich noch nie privaten oder öffentlichen Gesprächen mit Kommunisten entzogen, sondern sie vielmehr gesucht. Zur Vertiefung des Gespräches ist beispielsweise wiederholt vorge schlagen worden, unzensurierte Artikel zwischen dem »Vorwärts« (oder einer kleinen sowjetischen Zeitung) und dem »Klaren Blick« auszutauschen. Die PdA hat diese Angebote seit Jahren ausgeschlagen.

»Der Antikommunismus wird zum wild gewordenen Konservatismus, oder sagen wir genauer: Imobilismus, der jede Bestrebung zur Veränderung von ihm verabsolutierten Gesellschaftsform wenigstens als »unrealistisch« oder als »verrückt«, wenn nicht gar als Höllenwerk des Roten Teufels persönlich verketzert.« So Georg Kohler, der sich dagegen wehren will. Da wäre wiederum zu fragen, inwieweit Kohler nicht selber dem Antikommunismus einen Teufel seiner Phantasie unterschreibt, um ihn desto besser in Grund und Boden zu versenken. Auch eine andere Frage bleibt aufzuwerfen: Inwieweit profiziert Kohler seinen eigenen Dogmatismus (oder eine Furcht vor dem kommunistischen Dogmatismus) in den Antikommunismus? Zwar stellt er im Kommunismus einen Zug fest, der die alte kommunistische, stalinistische Dogmatik aufbreche: »Der Weg zur Wirklichkeit; angekündigt in den jungen Intellektuellen, angelegt in der

kommunistischen Glaubensinhalte mit Methoden der Gewalt verbreitet werden. Er wird so zur Quelle wissenschaftlich erarbeiteter, sachlicher Informationen, die zur Meinungsbildung angeboten, aber nicht aufgezungen werden. Der Antikommunismus wird überflüssig, wenn bewiesen ist, dass der Kommunismus auf Gewalt, Zwang und List zur Verbreitung seines Glaubens endgültig verzichtet hat.

Wandlungen der kommunistischen Glaubensinhalte sind aus dieser Sicht von sekundärem Interesse. Da sie indes in einem mittelbaren Zusammenhang mit den Methoden zu ihrer Verbreitung stehen, wird der Antikommunist auch dieses Studium nicht vernachlässigen. Dieses erlaubt ihm – jetzt als Staatsbürger – eine persönliche Stellungnahme sogar zu kommunistischen Glaubensinhalten.

In der Abwehr gewaltsamer Methoden der kommunistischen (wie früher der nationalsozialistischen) Glaubensverbreitung ist der Antikommunismus oftmals selber zur Verwendung von Mitteln der Gewalt legitimiert, und zwar unter Anrufung des Widerstandes. Allerdings: wenn solche Methoden eingesetzt werden, darf der Kampf nicht Glaubensinhalten, sondern nur den Formen ihrer Durchsetzung gelten.

nissen eines von seinen totalitärsten Formen entlasteten Regimes in Ost-Europa ist es heute praktisch noch nicht möglich, den Kommunismus ausserhalb der Partei stehend zu kritisieren. Wer sich mit diesem Gedanken trug, dem musste von der Position des Antikommunismus her davon abgeraten werden, und wer es dennoch getan hat, der wurde mehr oder minder mundtot gemacht (eine Form der Gewalt).

Diese Leute sind Oppositionelle, auch wenn sie ihre Gegnerschaft nur bedingt und meist nur innerhalb der Partei äussern können. Ihre Position deckt sich auf weitesten Strecken mit jener des Antikommunisten. Ihre Existenz bekundet nicht die Wandlungsfähigkeit des Kommunismus, sondern bloss den Umstand, dass seine Herrschaft nicht mehr total ist, zumal auch der Mächtigste in bestimmten Situationen Kompromisse an die menschliche Freiheit machen muss.

grundlegenden Theorie... und bestätigt in der konkreten politischen Praxis.« Das stimmt jedoch nicht: einmal stehen die intellektuellen Känder innerlich abseits der Bewegung; sodann erzwingt die grundlegende Theorie des Leninismus immer wieder den Rückfall in die Dogmatik (die vom Menschlichen her, und nicht von der Bewegung, immer wieder angefochten wird); schliesslich – und leider – sind in der kommunistischen Praxis noch keine endgültigen Weichen gestellt worden.

Wenn der Gestaltwandel Massstab ist für das Freisein von Dogmatik, dann wäre wohl die politische Praxis näher und beidseitig zu untersuchen. Wer wollte da bestreiten, dass die westlichen Demokratien sich seit dem Tode Stalins politisch, wirtschaftlich und sozial mindestens so sehr gewandelt haben wie die kommunistisch geführten Länder? Wer wollte ernstlich bestreiten, dass hier ein Wandel leichter zu bewerkstelligen ist als dort?

Wo sind hüben die Anti-Antikommunisten, Kommunisten und Nonkonformisten an Leib und Seele gefährdet, während drüben Antikommunisten und Nonkonformisten ja immer wieder zum Schweigen verurteilt werden? Mehr noch: was der Kommunismus seit dem Ableben Stalins an Wandlungsfähigkeit dokumentiert hat, ist eine unmittelbare Folge – und damit auch Rechtfertigung – der Grenzen und Begrenzungen, die er im Antikommunismus fand. Hätte das Programm Lenins und Stalins weltweit verwirklicht werden können, so wäre der Antikommunismus als Anlass zu Wandlungen weggefallen, und der Kommunismus hätte eine Phase eschatologischer Erstarrung eingeletzt. Daher bleibt im sachlich nötigen Ausmass vor einer Ueberschätzung der bisherigen Wandlungen zu warnen. Es würde sonst ein Widerstand wegfallen, der die kommunistischen Führer zu weiteren Reformen anhält.

Schliesslich das »Höllenerk« des Roten Teufels. Natürlich ist der Kommunismus kein Höllenwerk eines roten Teufels. Diese Begriffe kennzeichnen eine fanatische, dogmatische, religiöse oder pseudo-religiöse Gegenposition. Es bleibt aber dürftig, was Kohler zum Beweis anführt, dass dies Werk nicht des »Teufels« sei: die Stimmen einiger Oppositionellen und die Hoffnung, die wir teilen, dass der Stalinismus als geschichtliches Phänomen überwunden werden könne. Man höre: die empiri-

sche Sozialforschung sei hoch im Kurs, und man staune: die Sowjetsoziologie stelle wissenschaftlich fest, dass die stalinistischen Kopf- und Handarbeiter in erster Linie privates Glück ersehnen...

Fraglos erzwingt die ökonomische Rationalität Reformen. Fraglich aber bleibt, ob diese Reformen in eine Demokratisierung ausmünden. Anzeichen liegen vor, wonach das kommunistische Regime mehr und mehr sich des kollektivistischen, staatlichen Terrors begeben kann, weil sie eine Verwaltungsgesellschaft instituiert, in der die weniger sichtbaren sozialen Zwangsmassnahmen nicht minder wirksam eingesetzt werden.

Gewiss gibt es Reformen. Aber hat der Schüler, wenn er endlich zu lernen sich bereit findet, damit schon seine Lehrer überholt? Wird das »Höllenerk« negiert oder legitimiert, wenn Gedanken- und Handlungsfreiheit vom Volk mehr als die Macht über andere angestrebt werden? Man weiss doch seit 50 Jahren, dass die russische Volk um Freiheit ringt. Das deutet – leider – noch auf keinen grundsätzlichen Wandel des kommunistischen Regimes hin, entbehrt es der Beweispflicht nicht, dass der Wandel tiefer greift, und berechtigt die Führer kaum, den guten Glauben ohne weiteres beanspruchen zu können. Wenn von der Willkür in Worten abgerückt wird, müssen die entsprechenden Taten folgen.

Immerhin sagt Kohler vom Stalinismus: »Wie weit er schon überwunden ist, lässt verbindlich sich noch nicht beantworten.« Mehr will auch der Antikommunismus dazu nicht sagen.



Die Dissertation

Aufgabe am Schluss Ihres erfolgreichen Studiums, soll das Thema in klarer, übersichtlicher Form darstellen.

Vertrauen Sie die Druckarbeit einem Schweizer Fachmann mit mehr als 20 Jahren Erfahrung an. Er berät Sie über die präsentabelste und günstigste Lösung.

Bei Einsendung des nachfolgenden Coupons erhalten Sie sofort **unverbindlich** nähere Unterlagen und auf Wunsch einige Muster-Dissertationen.



Juris Druck + Verlag
Dr. H. Christen
Basteiplatz 5, 8001 Zürich
Tel. 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.
Name: _____
Vorname: _____
Wohnort: _____
Kanton: _____
Strasse: _____
Fakultät: _____
(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frank. zustellen)



Die Mauer nicht vergessen...

GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(geniesserrisch, lebensoffen, jung und selbstsicher)

Glauben Sie,

als Student oder Akademiker könnten Sie kaum je einmal der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei angehören oder sich mit der von ihr vertretenen Politik befreunden? Sind Sie der Ansicht, die BGB sei eine reine Interessenspartei, die sich nur mit den Problemen der Landwirtschaft befasse?

Täuschen Sie sich nicht!

Es stimmt zwar, dass die BGB aus einer Bauernpartei hervorgegangen ist. Dieses Kleid hat sie aber längst abgelegt. Bereits an der ersten Delegiertenversammlung der BGB-Partei hat Rudolf Minger festgestellt:

»Unsere Politik muss getragen sein von Grosszügigkeit und Weitsichtigkeit. Niemals darf es vorkommen, dass wir uns in einer kleinlichen Interessenspolitik verirren.«

Das gilt für die BGB heute noch. Selbstverständlich ist auch sie nicht von menschlichen Schwächen frei, aber sie versucht, eine Politik der Geradlinigkeit konsequent weiter zu verfolgen.

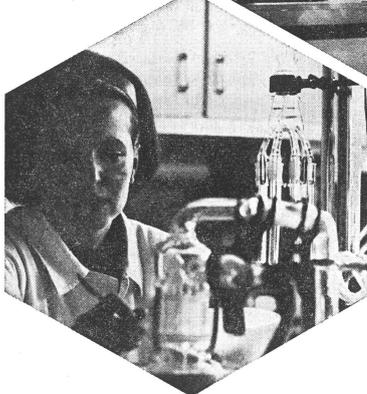
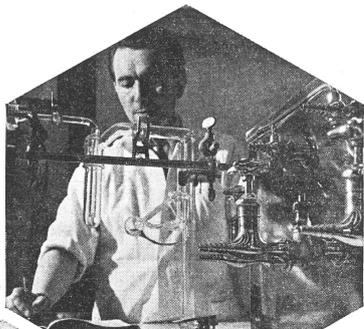
Wenn Sie davon überzeugt sind,

dass alle sich unserem Staatswesen stellenden Aufgaben nicht mit extremen Mitteln oder einseitig negativer Kritik, sondern meistens nur auf einem goldenen Mittelweg zu lösen sind, dann haben Sie gleichzeitig auch den Zugang zur Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei gefunden. Sie ist die Partei der Mitte — in der Ideologie wie in der Praxis.

Denken Sie deshalb daran,

dass Männer der BGB den Mittelstand vertreten; Männer, die sich getrauen, manchmal auch gegen den Strom zu schwimmen. Warum sollen Sie sich nicht zu diesen zählen dürfen, wenn Sie doch für die gleichen Ideen eintreten? Wenn es um Sachpolitik geht, dann müssen Akademiker, Bauern, Gewerbler — dann muss der ganze Mittelstand am gleichen Strick ziehen.

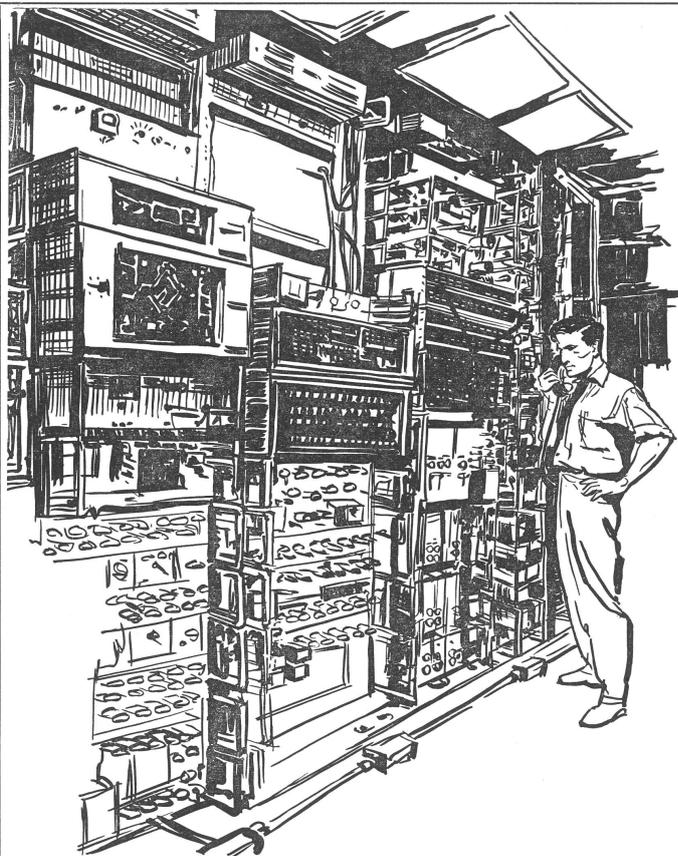
Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei des Kantons Zürich
8001 Zürich, Nüscherstrasse 35



SANDOZ

Jeder zehnte Mitarbeiter bei SANDOZ ist Akademiker. Das sind allein in Basel 550 Absolventen aller Fakultäten. SANDOZ Basel ist nicht nur das Stammhaus von über 40 Tochtergesellschaften, sondern auch Verwaltungs-, Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum des weltweiten SANDOZ-Konzerns.

Ohne intensive und grosszügig dotierte Forschung ist kein Fortschritt möglich. Und Forschung braucht Nachwuchs. Industrielle Chemie ist angewandte Wissenschaft. SANDOZ AG Basel



Die ganze Nachrichten-Technik

durch

Standard Telephon und Radio AG.

Ein IIT-Unternehmen

Linke Lieder

Fortsetzung von Seite 13

und alle Flüslein fliessen zurück zu ihrem Quell.
Auch Export-Import-Meyern ging in den Untergang.
Sein Bunker, der ist bleiern und seine Seel gesund.
Der Rentner Gottlob Führe, sein Chancen hat er gern, er blättert die Broschüre und strahlt als wie ein Stern.
Wie Héu und wagenweise der Schnitter läßt Gebeln, Herr Meyer schaudert leise, er zieht sein Fernrohr ein.
Der Bunker, der war teuer, versuchte Nachbarn nah.

da gibt Frau Meyer Feuer und zieht den Abzugshahn.

O lieber Herre Christe sei gnädig diesen Leut.
Schenk Meyern Brot und Würste und uns die Sicherheit, Halunken die zu heissen, die predgen diesen Krieg, die mit der ganzen Scheissen noch treiben Politik.

In ihrem Haus, da wohnen nur Hass und Lug und Trug.
Da wohnen grosse Drohnen, die kriegen nie genug, die lassen Bomben fallen wohl in den kühlen Tag, wenn keiner von uns allen sie daran hindern mag.

Der General

Dieter Süverkrüpp

Der General
* 1904 *

Zurück am Marsch und Tange:

G C# G C# E# A# E# G# B# E# E# A# F#

Was macht der General am Feierabend? Er grüsst seine Familie, er gibt einem jeden die Hand. Und er isst etwas Petersilie, weil das so gesund ist, besonders, wenn man ein ganzes Bund isst.

Was macht der General, wenn er vorm Fernseh sitzt? Er träumt von einem andern Land.

Was macht der General in der Nacht? Er liegt um elf unterm Daunenpühh, und er schläft seinen freundlichen Schlaf. Und er schützt das allnächtliche Gefüh!

das ein jeder im Leib hat, der zwei Kinder, Brot und ein Weib hat.
Was macht der General, wenn er nicht schlafen kann
Er träumt von einem andern Land.
Was macht der General am nächsten Morgen?
Er grüsst seine Paraden, er gibt aber keinem die Hand.
Denn das sind ja seine Kameraden, weil das so gesund ist, besonders, wenn man ein ganzes Bund ist.
Was macht der General in trüber Morgenluft?
Er spricht von einem feindlichen Land.

Was macht der General nach der Schlacht?
Er grüsst die Hinterbliebenen, er gibt natürlich keinem die Hand.
Er macht es mit etwas Geschriebenem, weil nichts anderes drin ist, und weil, was hin ist, hin ist.
Was macht der General, wenn er das unterschreibt?
Da denkt er an sein eigenes Hemd.
Was macht der General nach dem Krieg?
Er schreibt an seine Familie, und er schreibt nicht über den Rand.
Später kriegt er von der Frau den Begrüssungskuss, weil er ja wieder da ist, und weil er ja schliesslich der Papa ist.
Was macht der General, wenn er nach Hause kommt?
Dann ist er halt wieder im Land!

Für nichts und wieder nichts

Hanns Dieter Hüsch

Durch den Kopf geschossen wurde Lukas Schmitt – Das war vor dreundzwanzig Jahren im Zuge einer Frontbegradigung, als er mit lieben Kameraden einen Wald durchschritt. Und er warf der Welt ein Sprüchlein in den Schoss, denn er sagte noch verzerrten Angesichts: Jetzt sterbe ich für nichts und wieder nichts.

Und in seinem Heimatort, da steht ein Ehrenstein, in denselben hat man's eingeritzt, jenes Wort:

Für nichts und wieder nichts – Jedes Jahr kam nun der Turnverein, der Kirchenchor, die Stadtverwaltung, gross und klein, alle standen um den Stein, und sie sangen und gedachten und flüsterten sich zu: Lukas Schmitt, du starbst verzerrten Angesichts, und wir wissen auch: Für nichts und wieder nichts.

Und der Pfarrer sprach in jedem Jahr von der Erkenntnis dieses Infanterie-Soldaten. Und viele Menschen hatten auch Verständnis

für diese einfache Erkenntnis. Und es mehrten sich die Ehrensteine, Ehrenstrassen, Ehrenplätze, und es mehrten sich die Menschen, und sie sagten: Hört! Aus den Gräbern spricht's: Fiel für nichts und wieder nichts... Fiel für nichts und wieder nichts. Ueberall die gleichen Sätze – Fiel für nichts und wieder nichts. Ein fast fröhlicher Gesang entstand. Endlich hatte man erkannt: Nicht für Führer, Volk und Vaterland, sondern nur für nichts und wieder nichts hatten all die guten Menschen ins geweihte Gras gebissen.

Und es wurde allen klar, dass die Wahrheit doch sehr traurig war. Und man sprach entschlossenen Gesichts:

Kein Gemetzel mehr für nichts und wieder nichts. Halt! Moment! Das wäre doch ein neues Ziel, wenn mal einer so für nichts und wieder nichts beispielsweise fiel. Wär das nicht ein neuer Geist? Könnt man das nicht nutzen? Ständ auf allen Fahnen eingestickt: Für nichts und wieder nichts! Hätt man doch die Wahrheit und ein neues Kampfgefühl schön beisamm'. Ueberall und unsichtbar würden dann Standarten wehn; hätte man aus nichts und wieder nichts einen neuen Geist entwickelt für nichts und wieder nichts! Doch mich dünkt, ich komm da schon zu spät.

Die Engel sind müde
Für Gina Pressgott

Gerd Semmer

Ich bin der Weihnachtsengel Frieda zwo und stehe aushilfsweise im Betrieb. Halleluja! Ich schaue abends, sind die Kinder lieb? Und schau in jedes Fenster, auch am Klo:

Und finde eins, das treibt es gar zu schlimm, und eins, das heimlich in der Nase bohrt, Halleluja dann rauscht mein Flügel über diesem Ort, dann macht mein kleines Glückchen bimbimbim.

Süsser die Glocken nie klingeln als zu der Weihnachtszeit... Ich stürze mich mit Fleiss in den Verkehr, bewahre Mädchen, die noch unbemannt, Halleluja vor einem ungelöschten Liebesbrand und schaffe ihnen den Erlöser her. Dann kommt ein kleiner Hund voll Eifer an und pinkelt an die Festbeleuchtung hin. Halleluja Der Strom versetzt ihm eins, darüber bin ich traurig. Will denn das der Weihnachtsmann?

Süsser die Glocken nie klingeln als zu der Weihnachtszeit... Im Kerzengläse von Millionen Watt erfülle ich getreulich meine Pflicht. Halleluja Ich sehe alles, und mich sieht man nicht, weil man für Engel keine Augen hat. Ich kann getrost durch jede Mauer seh: Vielleicht die Pelze reicher Damen, die Halleluja für goldenen Schmuck der Herrn der Industrie zu einem Extraseufer sich verstehn. Süsser die Glocken nie klingeln als zu der Weihnachtszeit...

Doch dann bin ich am Ende meiner Kraft, wenn ich im Kaufhaus an der Kasse steh, Halleluja wenn ich mir die Bescherung da besch, dann hat der Weihnachtsrummel mich geschaff.

Da drängen sich nun Ahne, Mutter, Kind und kaufen, kaufen Kitsch und Blech und Schund Halleluja und preisen ihre Herrn mit Hand und Mund! Wovon sogar die Engel müde sind. Süsser die Glocken nie klingeln als zu der Weihnachtszeit...



Zu den Zürcher Regierungswahlen

Wo ist die Alternative?

Ein Inserat als Frühgeburt

Die Sozialdemokratische und die Freisinnige Partei sind die beiden einzigen, die nicht nur vor den Wahlen, sondern in jeder Nummer des »zürcher student« inserieren. Unsere Idee war und ist es, den Kontakt mit den Studenten zu finden und Informationen über die Freisinnige Partei zu vermitteln. Den Text schreibt ein Student, der in unserer Partei mitmacht. Das scheint uns richtig, weil ein Student als Textautor unsere Idee am ehesten zu verwirklichen imstande ist. Er schreibt frei, ohne Zensur durch die Partei.

Bei den Sozialdemokraten ist es anders. Dort schreibt der Parteisekretär U. Götsch die Inserate höchstpersönlich. Das letzte schrieb er nicht nur selbst, sondern er schrieb auch über sich selber. Er empfahl sich für den Regierungsrat. Unglücklicherweise, noch bevor er vom Parteitag zum Kandidaten erkoren wurde. Einige seiner Genossen nahmen daran Anstoss und warfen ihm das am Parteitag vor.

Sozialistische Rabulistik

Auch wir meinen, dass es nicht eben zum guten Ton gehört, für sich selber so kräftig die Propagandatrommel zu rühren. Wir nehmen aber noch mehr Anstoss daran, dass U. Götsch wieder zum althergebrachten politischen Zweihänder greift. Er selbst hätte das für seine eigene Person gar nicht nötig. Offenbar ist der Zweihänder aber ein unentbehrliches Requisit für die sozialdemokratischen Wahlkampfstrategen.

Trotzdem sollte man sich nicht nur darauf beschränken, den Gegner zu diffamieren. Indem man ihn beispielsweise schlicht und einfach mit einigen unschönen Qualifikationen apostrophiert. Indem man es mit List und Tücke und mit einer guten Portion unfreiwilligem Ulk fertigbringt, die heutige Sozialdemokratie als dynamisch zu verschreiben. Und indem man das Tandem Bachmann/Götsch flugs zum jugendlichen Heldenpaar wie einst Kastor und Pollux aufpoliert,

gegenüber denen Albert Mossdorf den Immobilismus vertrete. Als ob es nicht genüge, wenn jemand noch drei Amtsdauern im Regierungsrat wirken könnte. Ist es denn das beste Mittel gegen Immobilismus, wenn man über zwanzig Jahre auf dem Regierungssessel bleiben will?

Ueberhaupt besteht wenig Anlass, die beiden Sozialdemokraten als Heldeneinheit zu sehen. Es ist alzu gut bekannt geworden und U. Götsch hat darüber vor aller Leute bewegte Klage geführt, dass Dr. A. Bachmann alles unternommen habe, um seine Kandidatur – die dieser als für sich selbst gefährlich ansah – zu torpedieren und dass ihm am ersten Parteitag just die Stimmen der Winterthurer Delegierten gefehlt hätten.

Die richtige Alternative

Wo liegt nun aber für den Wähler am 9. April die Alternative in Tat und Wahrheit? Die Frage heisst doch: Wer kann in unserer kantonalen Regierung die beste Arbeit leisten?

- Der als Karrierist selbst in den eigenen Reihen bekannte Staatsbeamte Dr. A. Bachmann, dessen ganze politische Aktivität darauf ausgerichtet ist, irgendwann einmal auf einen Behördensessel zu klettern (vor einem Jahr wurde er bei den Winterthurer Behördewahlen von seinen eigenen Genossen im Stich gelassen und fiel sowohl als Stadtpräsident wie als Stadtrat durch)?
- Der ehemalige VHTL-Sekretär und jetzige Parteisekretär U. Götsch, der »ums Verworre« Regierungsrat werden will und sich selbst durch die übelsten Anpöbeleien seiner Genossen von der Durchsetzung seiner Kandidatur nicht abhalten liess?
- Oder Albert Mossdorf, der sich in der freien Wirtschaft von unten her eine geachtete Stellung erworben hat, der die politischen Probleme unseres

Kantons vom Staat und von der Wirtschaft her kennt, und der sich auf Ersuchen und nach Anfrage der Partei bereit erklärt hat, im Falle einer Wahl anstatt seiner bisherigen Tätigkeit in guter Position die Tätigkeit als Regierungsmann auszuüben?



Wir empfehlen Ihnen aus Ueberzeugung die Wahl von Albert Mossdorf. Freisinnige Partei



Zehntausende von Schallplatten finden Sie im Disco-Center Jecklin und in unserem neuen Disco-Studio am Bahnhofplatz. Stöbern Sie selber ungestört in den vielen übersichtlich geordneten Grabbelkästen, oder lassen Sie sich von unseren geschulten Fachkräften beraten.

Jecklin

Disco-Center Pfauen, Rämistrasse 42, Zürich 1
und jetzt auch am Bahnhofplatz:
 Disco-Studio Bahnhofplatz, Löwenstrasse 71

«Coca-Cola» und «Coke» sind eingetragene Schutzmarken

...au eis...

Klar — auch eins! Ein köstlich kühles «Coca-Cola» natürlich! Sie wissen ja: erfrischt geht alles noch viel besser! Und «Coca-Cola» — ja, das erfrischt richtig!



TRINK
Coca-Cola
 Coke
LIMONADE GAZEUSE

Für die Pause die Normalflasche, für den grossen Durst die elegante Grossflasche, für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.
 Refresco AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

Auto-Fahrschule Tel. 90 11 82
 A. Baumann + Grob Tel. 93 02 23
 – 10% Std.-Rabatt – Treffpunkt Hochschulnähe – Ruhiger Unterricht – Schulwagen Opel Rekord 1966

Buchhandlung F. Kellerhals
 Pfauen u. Hirschengraben 3, Zürich

Tel. 32 66 99 und 34 87 47

Ihre Buchinteressen sind vielfältig! Ich habe mich darauf spezialisiert, Ihnen durch gut ausgebaute Dokumentation bei der Auswahl Ihrer Fachliteratur behilflich zu sein. Verlangen Sie unverbindlich meinen entsprechenden Fragebogen!

Chemie
 Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom
Dr. Cantieni
 Untere Zäune 21, Zürich 1
 Tel. 34 50 77

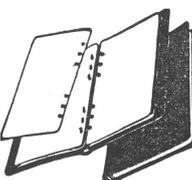
City Service Stadelhoferstrasse 36
 8001 Zürich
 Tel. 34 68 70

Photokopier-Schnelldienst

Sämtliche Vervielfältigungen (Wachsmatrizen, Offset, Umdruck)

Beschriftungen (Wissenschaftliche Texte, Fremdsprachen)

BIELLA Ringbücher und Kollegbücher

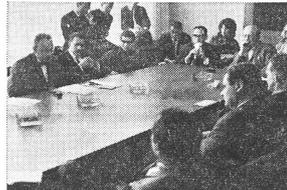


Seit Jahrzehnten eine bekannte BIELLA-Spezialität!

In vielen Formaten und Farben, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, elegante, gepflegte Ausführung in Leder, Kunstleder und Plastic.

In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich. Achten Sie bei Ihren Einkäufen stets auf die Marke BIELLA, es lohnt sich!

Hier sehen Sie 14 der 28 Damen und Herren, die gerne wissen möchten, was Sie von ihrer Arbeit halten



Geben Sie uns die Chance, Ihnen gratis während zwei Wochen jeden Tag eine Arbeitsprobe ins Haus zu schicken.

Wir möchten Ihnen beweisen, wie ernst wir es mit unserer Arbeit meinen. Und möchten von Ihnen hören, was Sie von ihr halten.

Darum: Wenn Sie uns den untenstehenden Coupon ausgefüllt zusenden, erhalten Sie 14 Tage lang den Tages-Anzeiger. Ohne einen Rapfen dafür zu bezahlen.

Den Tages-Anzeiger? Eine Zeitung? Warum soll ich (sagen Sie vielleicht) eine mir unbekanntes Tageszeitung lesen?

Gerade darum: weil Sie sie nicht kennen. Obwohl der Tages-Anzeiger die grösste abonnierte Tageszeitung der Schweiz ist. Und auch sonst eine grosse Zeitung: im Inhalt, im Umfang, in der Auflage. Das heisst: am Tages-Anzeiger arbeiten mehr Leute mit als an einer durchschnittlichen Zeitung. (Zum Beispiel 28 Redaktorinnen und Redaktoren.) Und darum steht im Tages-Anzeiger auch mehr zu lesen.

Zudem ist der Tages-Anzeiger keiner Partei, keiner Wirtschaftsgruppe und keiner vorgefassten Meinung verpflichtet. Ausser seinen Lesern.

Was das für Sie heisst, können Sie jetzt während 14 Tagen selber feststellen. Allein — oder samt Ihrer Familie. (Das ist genau der Vorteil einer grossen Zeitung: eine ganze Familie kann sie gleichzeitig lesen.)

Wenn Sie uns aber sagen, Sie hätten schon Ihre lokale Zeitung, dann sagen wir: Warum lesen Sie nicht einmal 14 Tage lang eine mehr als lokale Zeitung zur Ergänzung? (Wohlverstanden: gratis.)

Sagen Sie uns hingegen, Sie seien schon Abonnent einer anderen grossen Zeitung, dann sagen wir: Warum vergleichen Sie nicht einmal das, was Sie haben, 14 Tage lang mit dem, was Sie haben könnten? (Ohne dafür etwas zu bezahlen.)

Wenn Sie aber etwas gegen Tageszeitungen haben, dann können wir Ihnen noch einen Vorschlag machen:

Senden Sie den Coupon erst recht ein. Denn jeden Samstag liegt dem Tages-Anzeiger nochmals eine separate Wochen-Ausgabe bei.

Und auch diese senden wir Ihnen zweimal gratis.

Tages-Anzeiger
 Überparteiliche schweizerische Tageszeitung

Es nimmt mich wunder, was der Tages-Anzeiger für eine Zeitung ist. Ich möchte ihn gern einmal 14 Tage lang genau begutachten. (Bitte Blockschrift)

Frau/Frl./Herr

Strasse:

Postleitzahl/Ort:

Selbstverständlich kostet mich dieses Probeabonnement nichts. Vielen Dank.

Datum:

Unterschrift:

Bitte schneiden Sie diesen Coupon aus und senden Sie ihn an den Tages-Anzeiger, Vertriebsabteilung, Postfach, 8021 Zürich.

zs 11